

DAS ARCHIV

ZEITUNG FÜR WOLFSBURGER STADTGESCHICHTE

0,00 €

Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg

Mai 2017

Editorial

VON ANITA PLACENTI-GRAU

Niemand hat die Vorstellung von der „Wirtschaftswunderstadt“ Wolfsburg stärker geprägt als der Fotograf Heinrich Heidersberger (1906–2006). In seinem 1963 erstmals erschienenen und inzwischen legendären Bildband *Wolfsburg – Bilder einer jungen Stadt* inszenierte er die Siedlung am Mittellandkanal als Modellstadt einer jungen, modernen und demokratischen Bundesrepublik. Seine Aufnahmen symbolisieren den Aufbruchsoptimismus, die Energie und die Eleganz einer Stadt, in der sich das Wirtschaftswunder zu verdichten schien. Weniger bekannt ist, dass der Erfolg des Fotobands die Wolfsburger Stadtverwaltung darin bestärkte, in den 1970er Jahren über einen zweiten Heidersberger-Bildband nachzudenken. Dessen Geschichte rekonstruiert Aleksandar Nedelkovski in unserer aktuellen Titelgeschichte. Allerdings wurde der Band nie realisiert. Heidersberger war in diesem Fall nicht mehr der richtige Fotograf, um das Gesicht der Volkswagenstadt einzufangen. Denn diese hatte nicht mehr viel mit der Wirtschaftswunderstadt der 1950er und 1960er Jahre gemeinsam. Die Gebietsreform von 1972 hatte aus Wolfsburg über Nacht eine Großstadt werden lassen, während Volkswagen zu Anfang des Jahrzehnts erneut in eine ernste Krise geriet. Im Grunde erscheint es nicht überraschend, dass der Fotograf der Wirtschaftswunderzeit das ländliche Wolfsburg künstlerisch nicht zu bewältigen wusste.

Sie standen bereits an unserem diesjährigen stadtgeschichtlichen Tag im Fokus unseres Interesses, und auch in der aktuellen Ausgabe unserer Zeitung nehmen Schülerzeitungen eine zentrale Rolle ein: Marcel Kabaum untersucht in seinem Artikel das Demokratisierungspotential von Schülerzeitungen in der frühen Bundesrepublik, während Alexander Kraus berichtet, wie die Schülerzeitung des Wolfsburger Ratsgymnasiums, die *diagonale*, mit einem Beitrag über den Holocaust international für Aufsehen sorgte und in New York durch eine jüdische Publizistin als Sinnbild eines neuen, veränderten Deutschlands gefeiert wurde. Eine besondere Stellung nehmen diesmal auch laufende Projekte zur Erinnerungskultur der Stadt ein. Maik Ullmann rekonstruiert die wechselvolle Geschichte des Ehrenmals in Vorsfelde. Und Marcel Glaser berichtet über unser aktuelles Projekt zum Gemeinschaftslager des Volkswagenwerks. Das 1938 zur Unterbringung der Arbeiter von Werk und Stadt durch die *Deutsche Arbeitsfront* errichtete Lager entwickelte sich im Laufe des Zweiten Weltkrieges zu einem typischen Massenquartier für ausländische Zwangsarbeiter, bevor es nach dem Untergang des NS-Staats baulich überformt wurde.



Hehlingen im Herbst 1970, Foto: Heinrich Heidersberger/Institut Heidersberger, 04128_000_024

Heidersberger und das Wolfsburger Land

Rekonstruktion eines nicht realisierten Bildbandes

VON ALEKSANDAR NEDELKOVSKI

Heinrich Heidersberger, Fotograf und Chronist der Wolfsburger Stadtgeschichte während der „Wirtschaftswunderjahre“, veröffentlichte 1963 zum 25-jährigen Stadtjubiläum in Kooperation mit der Stadt Wolfsburg den Bildband *Wolfsburg – Bilder einer jungen Stadt*. Rurale Motive wurden mit solchen moderner Architektur zu einem wirkungsmächtigen Narrativ verbunden, das bis heute das Selbstbildnis der Stadt prägt: jung, dynamisch, modern.¹ Außen- und Innenwahrnehmung standen sich gleichwohl diametral gegenüber. Daher sollten die Fotografien, so zumindest die Intention der Verantwortlichen, mit der gängigen Vorstellung einer traditionslosen und tristen Arbeitersiedlung am Rande des Volkswagenwerks brechen.² Der überlieferte intensive Austausch innerhalb der Stadtverwaltung verdeutlicht, wie sehr innerhalb dieser in den 1950er und 1960er Jahren Bildbände als probates Mittel erachtet wurden, um vorherrschende Klischees und Vorurteile über Wolfsburg zu entkräften. Dieses Denken sollte Ende der 1960er Jahre eine Fortsetzung finden – und dies in der altbewährten Konstellation. Doch der angestrebte zweite Heidersberger-Bildband in all seinen Varianten wurde aus finanziellen Gründen nie umgesetzt. Zudem war die gesamte Planungsphase durch konzeptionelle Differenzen geprägt; hinzu kamen fortgesetzte Terminverschiebungen, die

letztendlich im November 1980 in der Entscheidung mündeten, das Projekt *acta* zu legen.³

Ausgangspunkt für die zwölfjährige Diskussion war das Anliegen der Stadtverwaltung, erneut einen repräsentativen Bildband aufzulegen, vorzugsweise mit Fotografien Heidersbergers. Die Realisierung der Publikation sollte vom Liegenschaftsamt, Bereich Wirtschaftsförderung, dem Kulturdezernat und dem Stadtplanungsamt übernommen werden.⁴ Als Autorengemeinschaft waren in den darauf folgenden Jahren der damalige Kultur-, Schul- und Sportdezernent Karl-Heinz Schulte, der Architekt Wolfgang Muthesius und Heinrich Heidersberger vorgesehen. Angeregt wurde zunächst nur eine Neuauflage des Bandes *Wolfsburg – Bilder einer jungen Stadt*, der bis auf einen minimalen Restbestand vergriffen war. Laut Vermerk des Stadtplanungsamtes vom 17. April 1972 hielt Schulte „eine sofortige Neuauflage für dringend erforderlich. Durch kaum etwas anderes könne das Image der Stadt, das bei vielen Fremden durch Vorurteile verzeichnet sei, besser aufgewertet werden, als durch einen gut gestalteten Bildband.“⁵ Nach der 1972 erfolgten kommunalen Gebietsreform und der Großstadtwerdung Wolfsburgs veränderte die Autorengemeinschaft die Rahmenbedingungen für den Bildband ein weiteres Mal. Nun sollten auch Aufnahmen

aus dem jüngst eingemeindeten Umland ergänzt werden. Zugleich versprachen sich die Verantwortlichen davon auch einen erweiterten Absatzmarkt.

Der Arbeitskreis für Heimatpflege, dessen Vorsitzender Muthesius war, skizzierte im März 1973, nachdem von Seiten der Stadt keine Initiative erkennbar war, die ersten Vorstellungen für die Neuauflage des Bildbandes. Für diesen sollten ausgewählte Fotografien übernommen werden, an denen sich die neuen orientieren sollten, doch sollte er sich in Format, Material und Gestaltung durchaus von seinem Vorgänger unterscheiden. Alter und neuer Bildband sollten dabei durch die Rezipienten in Beziehung gesetzt werden, der Inhalt des neuen wiederum durch eine dokumentarische und informative Bildsprache bestimmt sein, die sich auf künstlerischer Ebene durch die angestrebte hohe Qualität deutlich von anderen Städtebildbänden absetzen sollte. Im Konzept wird hervorgehoben, dass das Besondere der Stadt Wolfsburg zugleich das eigentliche Thema des Bildbandes sei:

Fortsetzung auf Seite 2





Wendschott, Foto: Heinrich Heidersberger/Institut Heidersberger, 04128_000_015



Hattorf 1972, Foto: Heinrich Heidersberger/Institut Heidersberger, 04128_000_047



Velstove im Herbst 1970, Foto: Heinrich Heidersberger/Institut Heidersberger, 04128_000_021

Fortsetzung von Seite 1 „Landschaft und Freiraum in Verbindung mit Architekturen, Alt und Neu, (nicht nur) junge Menschen und viele Kinder [...]. Überhaupt sollte die Darstellung der Bildungsmöglichkeiten: Schulen, Kulturzentrum, neues Theater, Ausstellungen, das Wirken der Künstler, ein ganz besonderes, werbendes Gewicht erhalten und so das aus früheren Jahren stammende Vorurteil ‚Arbeiter/Fabrikstadt‘ abbauen helfen.“⁶

Bis zum Sommer 1974 sollten Heidersbergers Arbeiten abgeschlossen sein. Kann *Wolfsburg – Bilder einer jungen Stadt* als ein erster Schritt in Richtung eines modernen Stadtmarketings gedeutet werden, so verdeutlicht die interne Diskussion um die Neuauflage des Bildbandes, wie sehr die verantwortlich handelnden Personen schon früh auf weiche Standortfaktoren setzten, um das Image der Stadt zu korrigieren.⁷

Denn um dieses stand es in vielerlei Hinsicht schlecht: Die ursprünglich angedachte Neuauflage sollte eben auch deshalb eine künstlerisch-qualitativ hochwertige Arbeit sein, da sie nicht nur als Instrument der Wirtschaftsförderung vorgesehen war, sondern auch der Anwerbung von Lehrkräften nach Wolfsburg dienen sollte. Der tatsächlich vorherrschende Mangel an Lehrkräften war jedoch ein niedersachsenweites Problem, das durch den Modus der Lehrerruteilung des niedersächsischen Kultusministeriums verursacht worden war. Der ehemalige Schulrat Wilfried Osterwald bemerkte in diesem Zusammenhang jedoch auf Wolfsburg bezogen, man könne eben „keinen zwingen, hier in den Schuldienst zu treten“.⁸ Damit machte er offenbar: Wolfsburg konkurrierte mit anderen Städten auch um das Bildungsbürgertum, das in der Arbeiterstadt praktisch nicht existent war.

Kunst und Kultur als Mittel zum Zweck

Bereits im Vermerk des Stadtplanungsamtes von 1972 offenbaren sich gleichermaßen die Hoffnungen und Probleme der Stadt Wolfsburg, die versucht war, ihr Negativ-Image abzulegen. Kunst und Kultur waren dabei Mittel zum Zweck. Bereits mit dem Ankauf des Schlosses hatte die Stadt begonnen, dem bislang durch den Generaldirektor des Volkswagenwerkes Heinrich Nordhoff bestimmten kulturellen Leben eine eigenständige städtische Kulturpolitik an die Seite zu stellen. Sichtbares Zeichen dieses Handelns war der Aufbau städtischer Kultureinrichtungen ab 1957, so beispielsweise der Bau des Alvar-Aalto-Kulturzentrums und das von Hans Scharoun entworfene Theater der Stadt. Auf Initiative des damaligen Oberstadtdirektors Fritz Hesse wurde das Schloss Wolfsburg zu einem Zentrum für Kultur umfunktioniert.⁹ Unter dem Namen „Schloßstraße 8“ bezogen sechs Künstler die dortigen Atelierräume. Einer der Künstler war Heinrich Heidersberger. Dieser gilt als einer der bedeutendsten Vertreter moderner Fotografie in Deutschland. Zu seinen wichtigsten bildnerischen Stilmitteln gehören die Offenlegung von Struktur und Linearität, die durch eine präzise Lichtführung, scharfe Kontraste und ungewöhnliche Perspektiven inszeniert wird. Mit seinen Arbeiten bestimmte er die visuelle Identität Wolfsburgs wie kaum ein anderer ortsansässiger Künstler. Der Transformationsprozess von der Barackenstadt zur Stadt der Moderne ist nirgendwo anschaulicher als in *Wolfsburg – Bilder einer jungen Stadt* festgehalten worden.



Fallersleben 1970, im Hintergrund die Michaeliskirche Foto: Heinrich Heidersberger/Institut Heidersberger, 04128_000_033

Die Aufnahmen Heidersbergers für den zweiten Bildband könnten in ihrer Wirkung indes nicht gegensätzlicher sein. In einer ersten Konzeption vom 24. Oktober 1973¹⁰ notierte Heidersberger, Text und Bild sollten nicht nur auf ihren Unterhaltungswert reduziert werden, sondern „die Idee der neuen Stadt in einer tausend Jahre alten Kulturlandschaft kritisch verständlich“ machen. Die konnotative Botschaft enthält demnach auch einen Funken Fortschrittspolitik, um die Gefahr eines Abrutschens ins Kitschige zu vermeiden. Fotografisch sollte dieses Ziel durch die Verwendung von Luftbildern, Außen- und Innenaufnahmen sowie Porträts erreicht werden. Wolfsburg, die andere Stadt – auch Heidersberger verweist auf ihre Sonderrolle; für ihn ist sie „eine ungewöhnliche Stadt in Deutschland, eine Ausnahme“. Exakt an diesem Punkt setzte er mit der Konzeption für den Bildband an, der folgende Themen enthalten sollte: das ländliche Milieu, die große Industrie, die modernen Dienstleistungen, der Verkehr, das gute Wohnen, die bunte Freizeit, die vielfältige Kultur, die neue Stadt, Umland im Wandel, Lebensstandard und Lebensqualität.

Irgendwo in Norddeutschland

Die überlieferten Fotografien sprechen jedoch eine andere Sprache. Sie zeigen anonyme Ortschaften, spröde und leer, die überall in Norddeutschland verortet sein könnten. Den Aufnahmen geht die gewohnte Präzision Heidersbergers vollkommen ab. Sie wirken eher wie fotografische Skizzen, wie erste Versuche sich dem Thema zu nähern. Der künstlerische Wert, auf denen die Initiatoren des Bildbandes gesetzt hatten, ist kaum ersichtlich. Es sind vielmehr gewöhnlich erscheinende Aufnahmen, nichts Literarisches, nichts Pittoreskes, keine Sonnenauf- oder -untergänge, keine malerischen Landschaften, keine Sehnsuchtsbilder. Es sind nicht einmal „Ansichten jenseits der schönen Aussicht“ im Sinne eines Heinrich Riebesehls, der 1979 in seinem Werk *Agrarlandschaften* die Lakonie der norddeutschen Tiefebene dokumentierte.¹¹ Stattdessen findet sich auf den Aufnahmen mitunter sogar Heidersbergers Volvo irgendwo im Hintergrund.

Daher funktionieren die Fotografien aus heutiger Perspektive eher als Zeitdokumente. Es ist von daher schwer vorstellbar, dass die Fotografien eine imagefördernde Wirkung hätten entfalten können. Es stellt sich die Frage: War Heinrich Heidersberger überhaupt der richtige Fotograf für einen solchen Bildband? Offenbar stellte man sich diese Frage auch innerhalb der Stadtverwaltung, wurde doch 1974 der Hamburger Journalist Winfried Maaß mit der Ausarbeitung eines neuen Bildbandes beauftragt. Die konkreten Gründe für diese Änderung können aus den vorhandenen Quellen nicht rekonstruiert werden. Aus einem Schreiben Muthesius' an den damaligen Oberstadtdirektor Werner Hasselbring geht allerdings hervor, dass die verantwortlichen Personen Heidersberger als nicht mehr modern genug ansahen und ihm zudem als Architekturfotografen die Fähigkeit absprachen Menschen zu fotografieren.¹² Maaß wurde zunächst Heidersberger als Mitautor zur Seite gestellt, doch unterschied er sich laut Wolfgang Muthesius in seinen Vorstellungen über die Ausrichtung des Bildbandes von den konzeptionellen Ideen Heidersbergers deutlich. Muthesius wiederum forderte in einem Schreiben an den damaligen Leiter der Pressestelle der Stadt Wolfsburg, Jürgen Sandmann, einmal mehr, der Bildband müsse sich von anderen in seiner Konzeption und „künstlerisch-redliche[n] Darbietung von Bild, Text und Gestaltung“ abheben. Für die Umsetzung komme daher allein Heidersberger infrage.¹³ Es solle ein Bildband sein, der auch Menschen anspreche, deren ästhetisches Geschmacksurteil nicht durch Oberflächlichkeiten und stumpfen Konsum kompromittiert sei. Kunst als städtisches Distinktionsmerkmal. Trotz dieser vehementen Fürsprache durch Muthesius war Heidersberger bei der Realisierung des Bildbandes nicht mehr beteiligt.

Entsprach nun der 1979 durch Winfried Maaß zusammen mit dem Fotografen Volker Hinz veröffentlichte Bildband *Das ist Wolfsburg – Die Volkswagenstadt* dem durch Muthesius formulierten Anspruch? Heidersberger nahm in seiner Stellungnahme an Oberstadtdirektor Werner Hasselbring kein Blatt vor den Mund: „Ich habe gute Arbeiten von Kol-

legen immer neidlos geschätzt, aber das Buch ‚Das ist Wolfsburg‘ ist ja leider – nicht nur nach meinem Urteil – so ausgefallen, wie wir es befürchtet haben.“¹⁴ Bei Betrachtung des 1979 erschienen Bildbandes werden Heidersbergers kritische Anmerkungen verständlich. Grobkörnige, teilweise verschwommene Fotografien, Schnappschüsse, die in ihrer Zusammenstellung an ein Familienalbum erinnern und nicht an einen repräsentativen städtischen Bildband. Die Nichtberücksichtigung bei der Auftragsvergabe wirkte sich jedenfalls auf Heidersbergers wirtschaftliche Situation negativ aus.¹⁵ Doch versprach ein 1975 erteilter Auftrag für einen weiteren Bildband mit dem Arbeitstitel *Wolfsburg einst und jetzt* schon bald finanziellen Ausgleich. Basis hierfür sollte die vom Arbeitskreis für Heimatpflege und der Stadt Wolfsburg 1974 initiierte Ausstellung *Wolfsburg einst* sein, bei der Heidersberger die Bildredaktion übernommen hatte. Für den Band sollten den in der Ausstellung gezeigten Bildern – vor allem Landschaftsfotografien – aktuelle Fotografien gegenübergestellt werden. Ziel war die Gestaltung eines lokalen Heimatkundebuchs für Haus und Schule, das sowohl die Veränderungen als auch die heimatkundlichen Entwicklungen darstellen sollte.¹⁶ Im Vordergrund stehen sollte vor allem das „geografische Volkstum speziell im Wolfsburger Raum, also zwischen Werder und Boldecker Land, Helmstedter Holz und Velpker Schweiz sowie Drömling und Barnbruch“. Mit dem Bildband sollte insbesondere die „Wolfsburger Traditionspflege ins Bewußtsein der Bürger“ rücken.¹⁷

Im Gegensatz zu den ersten Überlegungen scheint der zweite Ansatz den Blick nach innen zu richten. Von einer Korrektur der Außenwahrnehmung ist nicht mehr die Rede. Stattdessen sollte ein Traditionsbewusstsein in der traditionslosen Stadt initiiert werden. Heimat als kontinuierliches Motiv Wolfsburger Bildbände. Der Kunsthistorikerin Elizabeth Cronin zufolge fängt die Fotografie das rasante Tempo der Moderne für einen Augenblick ein, die Materialität der Fotografien eröffnet die Möglichkeit, den Augenblick zu konservieren. Vor allem Heimat oder ein Heimatge-

fühl kann anhand von Fotografien in greifbarer Form festgehalten werden.¹⁷ Dies gilt jedoch nicht für den anvisierten Bildband *Wolfsburg und das Wolfsburger Land*, der – wie schon der ursprünglich angedachte repräsentative Fotoband – ebenfalls nicht mehr realisiert wurde.

1 Heidersbergers Bilder dienen noch heute als Gastgeschenk; der Bildband wurde zum 75-jährigen Stadtjubiläum neu aufgelegt.

2 Zur Außenwahrnehmung der Stadt Wolfsburg siehe Alexander Kraus, „Unter Beobachtung, Wolfsburg in Stadtreportagen“, in: Ralf Beil (Hg.), *Wolfsburg Unlimited. Eine Stadt als Weltlabor*. Berlin 2016, S. 314–323.

3 StadtA WOB, HA 4572, Bd. 1, Schreiben des Schul- und Kulturamtes an Wolfgang Muthesius, 27. November 1980.

4 StadtA WOB, HA 3211, Bd. 1, Dezerentensitzung, 4. Dezember 1968.

5 Hier und im Folgenden StadtA WOB, HA 11768, Schreiben von Wolfgang Muthesius an das Stadtplanungsamt, 17. April 1972.

6 StadtA WOB, S 101 (Teile der Sammlung stammen aus dem Bestand des Instituts Heidersberger), Entwurf des Arbeitskreises für Heimatpflege; Auftrag an Heinrich Heidersberger und Hans Schönfeld vom 15. März 1973.

7 Ich danke Bernd Rodrian für seine Anregungen.

8 Am Ende gab der Schulrat zu: „Es ist wirklich schlimm“, in: *Wolfsburger Allgemeine Zeitung* vom 10. September 1973.

9 Stadt Wolfsburg (Hg.), *Schloßstraße 8*. Wolfsburg o.J., S. 6.

10 Hier und im Folgenden StadtA WOB, S 101, Konzeption für einen repräsentativen Bildband Wolfsburg, 24. Oktober 1973.

11 Heinrich Riebesehl, *Agrarlandschaften*. Erw. und verän. Neuauf. Hannover 2002.

12 StadtA WOB, S 101, Schreiben von Wolfgang Muthesius an den damaligen Oberstadtdirektor Werner Hasselbring, 22. März 1975. Hieraus geht auch hervor, dass die Pressestelle der Stadt Wolfsburg den Wunsch äußerte „typische Wolfsburger“ zu fotografieren. Dieser Vorschlag wird von Muthesius mit dem Hinweis kategorisch abgelehnt, dass es keine „typischen“ Wolfsburger gäbe.

13 StadtA WOB, S 101, Schreiben von Wolfgang Muthesius an den damaligen Leiter der Pressestelle Jürgen Sandmann, 10. Februar 1975.

14 StadtA WOB, S 101, Schreiben von Heinrich Heidersberger an den damaligen Oberstadtdirektor Werner Hasselbring, 20. Dezember 1979.

15 StadtA WOB, HA 4572, Bd. 1, Schreiben von Werner Hasselbring an den Steuerbevollmächtigten Werner Schneider, 15. Dezember 1975.

16 StadtA WOB, HA 4572, Bd. 1, Schriftlicher Bericht an den Kulturausschuss, 17. März 1976.

17 „Überschrift“, in: *Wolfsburger Allgemeine Zeitung* vom 21. Dezember 1976.

18 Elizabeth Cronin, *Heimatfotografie in Österreich*. Salzburg 2015, S. 18.

„Democracy is in part, as Germans think, a form of government, but [...] it is in much larger part a way of life“, schrieb 1946 die sogenannte ‚Zook-Kommission‘ der Alliierten in ihrer Analyse des deutschen Bildungssystems mit Empfehlungen zu deren Umstrukturierung.¹ Demokratie müsse handelnd erlebt, sie müsse ‚gelebt‘ und könne nicht verordnet werden, so die Überzeugung. Die Bemühungen zur Umerziehung (*re-education*) seitens der Alliierten, demokratische Weltanschauungen in der deutschen Bevölkerung zu festigen und Akzeptanz für eine demokratische Staatsform zu finden, waren durch diese pragmatische Herangehensweise geprägt. Dies galt insbesondere für die Jugend, die der zentrale Adressat der *re-education* war. Eine besondere Bedeutung kam daher der Veränderung des Bildungswesens beziehungsweise des Schulwesens zu. Als erste und wichtigste Umstrukturierung in der Schule galt zunächst die Entnazifizierung des Lehrpersonals und der Schulbücher. Allerdings wurde das nicht unbedingt konsequent verfolgt, was möglicherweise unter anderem daran lag, dass „the definition of ‚Nazi‘ according to American policy changed at least three times in 1945 alone.“² Dennoch verlief die Entnazifizierung im öffentlichen Sektor in keinem Bereich so zielstrebig wie beim Schulpersonal – im Übrigen in allen Besatzungszonen –, gerade weil dies für die Umerziehung der Jugend als so wichtig erachtet wurde.

Um demokratische Verhaltensweisen in der Schule erfahrbar werden zu lassen, gehörte zu den Veränderungsbemühungen auch die stärkere Einbeziehung der Schülerschaft und der Eltern in das Schulleben. Zur „Demokratisierung der Schule“ wurde unter anderem die Schülermitverantwortung beziehungsweise Schülermitverwaltung (SMV) und die Schülerzeitung eingeführt, zunächst vor allem an höheren Schulen.³ Insbesondere die US-amerikanische Besatzungsmacht erachtete die SMV und die Schülerzeitung als wichtige Werkzeuge zur Etablierung einer kooperativen und demokratisch geprägten Schulkultur.⁴ Beide sollten einen wichtigen Beitrag zur Ausbildung einer ‚Schulgemeinde‘ leisten, demnach gemeinschaftsbildend sein, darüber hinaus aber auch eine „first-hand experience with the processes of democracy at the everyday level“ bieten.⁵ Schülerinnen und Schüler sollten über die SMV aktiv am Schulleben und im bestimmten Maße auch an der schulischen Organisationsstruktur beteiligt werden – beispielsweise über die Organisation von Festen und Spendenaktionen oder in Form von Interessenvertretungen. Mit Hilfe der Schülerzeitung wiederum sollte im Sinne eines demokratischen Pressewesens die Verbreitung von Informationen vor allem aus dem Schulleben, von Nachrichten (lokal bis international) sowie von Diskussions-themen zur Meinungsbildung angestrebt und dabei die Artikulation einer kritischen Stimme geschult werden – soweit dies in immer noch autoritär geprägten Verhältnissen möglich war. Schülerzeitungen boten demnach die Möglichkeit, seine Meinung öffentlich kund zu tun und dabei die Grenzen der Meinungsbildung kennenzulernen. Daher wurde die Arbeit in der SMV sowie die in einer Schülerzeitungsredaktion von Seiten pädagogischer Akteure und Beobachter der Schule häufig als ‚politisches Praktikum‘ der Schülerinnen und Schüler beschrieben – „sie lernen Zivilcourage.“⁶ Viele Schulleiterinnen und Schulleiter begriffen die Schülerzeitung zugleich auch als ‚Visitenkarte der Schule‘, die eine Brücke

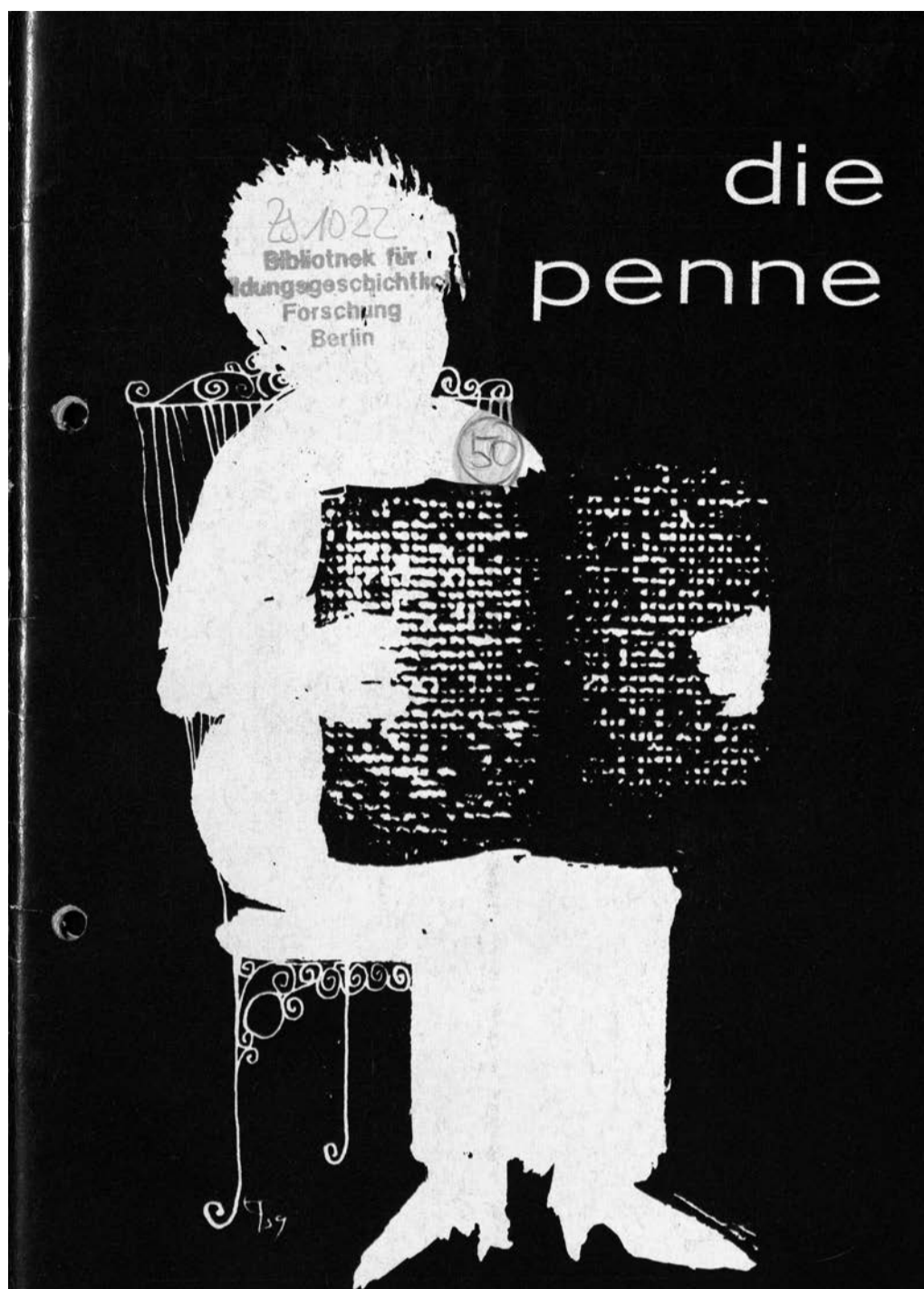


Abb. 1: Die Penne: Schülerzeitschrift der Freiherr-vom-Stein-Schule, Gymnasium für Jungen [Fulda], Jg. 9 (1962) H. 58;

Schülerzeitungen als Werkzeug der Demokratisierung (1945–1970)

VON MARCEL KABAUM

von der Bildungsstätte zu den Eltern und Ehemaligen schlagen sollte, und dadurch einen deutlich anderen Charakter annahm.

Das blieb nicht der einzige Widerspruch im Bezug zur angestrebten Partizipation der Schülerinnen und Schüler am Schulleben. Nach einer eher zögerlichen Umsetzung der Vorgaben zunächst der Militärregierung, dann der Kultusministerien durch die Schulverwaltung und des pädagogischen Kollegiums folgte bei der SMV die Ernüchterung auf dem Fuße: Sie sah sich bereits Mitte der 1950er Jahre in eine Situation versetzt, in der sie von den Lehrkräften und der Schulleitung nicht ernst genommen und nur mit konfliktvermeidenden Aufgaben betreut wurde. Die SMV geriet daher unter den Schülerinnen und Schülern zunehmend in Misskredit – und dies lange bevor sie sich beispielsweise Ende der 1960er Jahre durch die linkspolitisch geprägte Schülerbewegung mitunter als „Schülermilchtütenverteilung“ verunglimpft sah.⁷ In den Schülerzeitungen, die sich verständlicherweise vor diesem Hintergrund vom untergehenden Stern der SMV zu distanzieren angingen, fand sich häufig Kritik an der Arbeit der SMV, aber auch Klagen der Schülervertreterinnen und -vertreter ob der mangelnden oder von den Erwachsenen missbrauchten Gestaltungsspielräume.

Das Schülerzeitungswesen hingegen blühte ab den 1950er Jahren auf. Zunächst mitunter noch als vermeintliche ‚Modekrankheit‘ angesehen,⁸ stieg die Zahl an Schülerzeitungen rapide an von geschätzt

100 Schülerzeitungen im Jahr 1950 über etwa 500 Titel 1960 auf circa 1.500 Ende der 1960er Jahre. Bereits in den ersten Jahren nach Kriegsende hatte sich die US-amerikanische Militärregierung um die Etablierung von Schülerzeitungen innerhalb ihrer Jugendarbeit (*German Youth Activities*) bemüht. Im Kaiserreich und der Weimarer Republik gab es Schülerzeitungen zuvor eher vereinzelt in reformpädagogischen Institutionen oder innerhalb der politischen Arbeit sozialdemokratischer und kommunistischer Parteien und Verbände.⁹

Schülerzeitungen als Teil politischer Bildungsarbeit

Mit Unterstützung der Alliierten gründeten sich schon ab 1948 erste Arbeitsgemeinschaften von Schülerzeitungsredaktionen auf Landesebene, die sich 1952 zu einer Bundesarbeitsgemeinschaft, der *Jungen Presse*, zusammenschlossen. Bis zu deren Auflösung 1967 – teils wegen interner Querelen, teils wegen Finanzierungsschwierigkeiten – unterstützte sie die jungen Journalistinnen und Journalisten in der Finanzierung mit Werbeanzeigen, beim Austausch über journalistisches Schreiben, über Gestaltung und Herstellung sowie bei Auseinandersetzungen mit der jeweiligen Schulleitung und der durch sie praktizierten Zensur. Schließlich blieben schulrechtlich noch bis in die 1990er Jahre Schülerzeitungen unter der Verantwortung der Schule. Eine für beide Seiten zweckmäßige Lösung war die im Idealfall nur beratende Mitarbeit

eines Vertrauenslehrers beziehungsweise einer Vertrauenslehrerin innerhalb der Schülerzeitungsredaktion.¹⁰

Der *Jungen Presse* und den Schülerzeitungen kam zugute, dass sich ihre Arbeit unter der Flagge politischer Bildungsarbeit etablierte: Die *Junge Presse* bekam finanzielle und ideelle Unterstützung vom Bund, beispielsweise für Fortbildungen und Tagungen, die bis 1963 von einer „streng kommunistische[n] Ausrichtung“ geprägt waren,¹¹ und forderte im Sinne der Demokratisierung der Schule immer wieder das Recht auf Meinungs- und Pressefreiheit für die Schülerinnen und Schüler ein. Das hatte in der jungen Bundesrepublik eine gewisse Schlagkraft. Nachdem diverse Kultusminister wiederholt – und zugleich unverbindlich – auf gemeinsamen Veranstaltungen mit den Jugendlichen diesen Zensurfreiheit einräumten, wagte 1964 das Land Hessen unter Kultusminister Ernst Schütte (SPD; 1904–1972) den Vorstoß mit einem Erlass, der Schülerzeitungsredaktionen Pressefreiheit in der Schule einräumte und dem bis 1968 weitere Bundesländer folgten.¹² Ein Erfolg, der zugleich stark lokal in der jeweiligen Schule verschieden gehandhabt wurde und paradoxerweise auch werden konnte.

In dieser Entwicklung spiegelt sich sowohl der Zeitgeist als auch die Bedeutung der Schülerzeitungen für die jeweilige Schulkultur wider. Die schulrechtliche Auseinandersetzung zeugt von einem demokratischen Aufbruch, den Schülerinnen und Schülern mehr Rechte zuzusprechen, als auch von einem deutlichen Liberalisierungsschub der westdeutschen Gesellschaft ab etwa Mitte der 1960er Jahre. In der erfolgreich erfochtenen Pressefreiheit kommt auch eine etablierte Position zum Ausdruck, die die Schülerzeitungen – im Gegensatz zu ihrer Schwester, der SMV – gewonnen hatten.¹³

Anschaulich zeigte sich dies im Lehrerporträt, das in kaum einer Schülerzeitung fehlen durfte. In den 1950er Jahren ist es noch recht steif gehalten, der berufliche Lebenslauf steht im Vordergrund, private Interessen werden nicht oder eher dezent erwähnt. Nicht zuletzt weil der Rezipientenkreis unüberschaubar war und die (Amts-)Autorität nicht wanken durfte. Mit Blick auf die jeweilige möglicherweise verwerfliche Vergangenheit der Lehrkräfte war insofern diplomatisches Fingerspitzengefühl gefragt, das nicht immer ganz glückte. Eine Bremer Schülerzeitung schrieb beispielsweise: „Im letzten Kriege leuchtete er den Horizont nach feindlichen Fliegern ab, heute leuchtet Herr Dr. Stempell den Schülerhorizont nach Vokabellücken ab.“¹⁴ Im Laufe der 1960er Jahre vollzog sich jedoch dann ein spürbarer Wandel: Die Lehrkräfte beziehungsweise die Darstellungen sind deutlich weniger zugeknöpft, es werden sogar Kinderbilder von den Lehrerinnen und Lehrern abgedruckt, Anekdoten aus deren Schulleben erzählt oder gar eigene Schultreiche zum Besten gegeben. Es ist „gut, daß auch ihr Schüler das wißt und nicht immer nur meint, die Lehrer seien nur verständnislose Pauker, sondern daß sie auch mal so jung waren wie ihr“, zeigte sich ein Lehrer aus dem baden-württembergischen Bietigheim partnerschaftlich.¹⁵ Die Schülerzeitungsredaktionen gewannen im Gegenzug deutlich an Selbstbewusstsein. Eine westfälische Schülerzeitung schrieb zum Beispiel 1965 über ihren Direktor: „In seiner Amtszeit etablierte sich die *Schillerglocke* an unserer Schule. Es ist nicht Anmaßung, einen Direktor nach der Arbeit der Schülerzeitschrift an seiner Schule zu beurteilen. Für einen



Abb. 2: Das Schulfenster: Schülerzeitung des Gymnasiums Ebingen, Jg. 4 (1957), H. 10

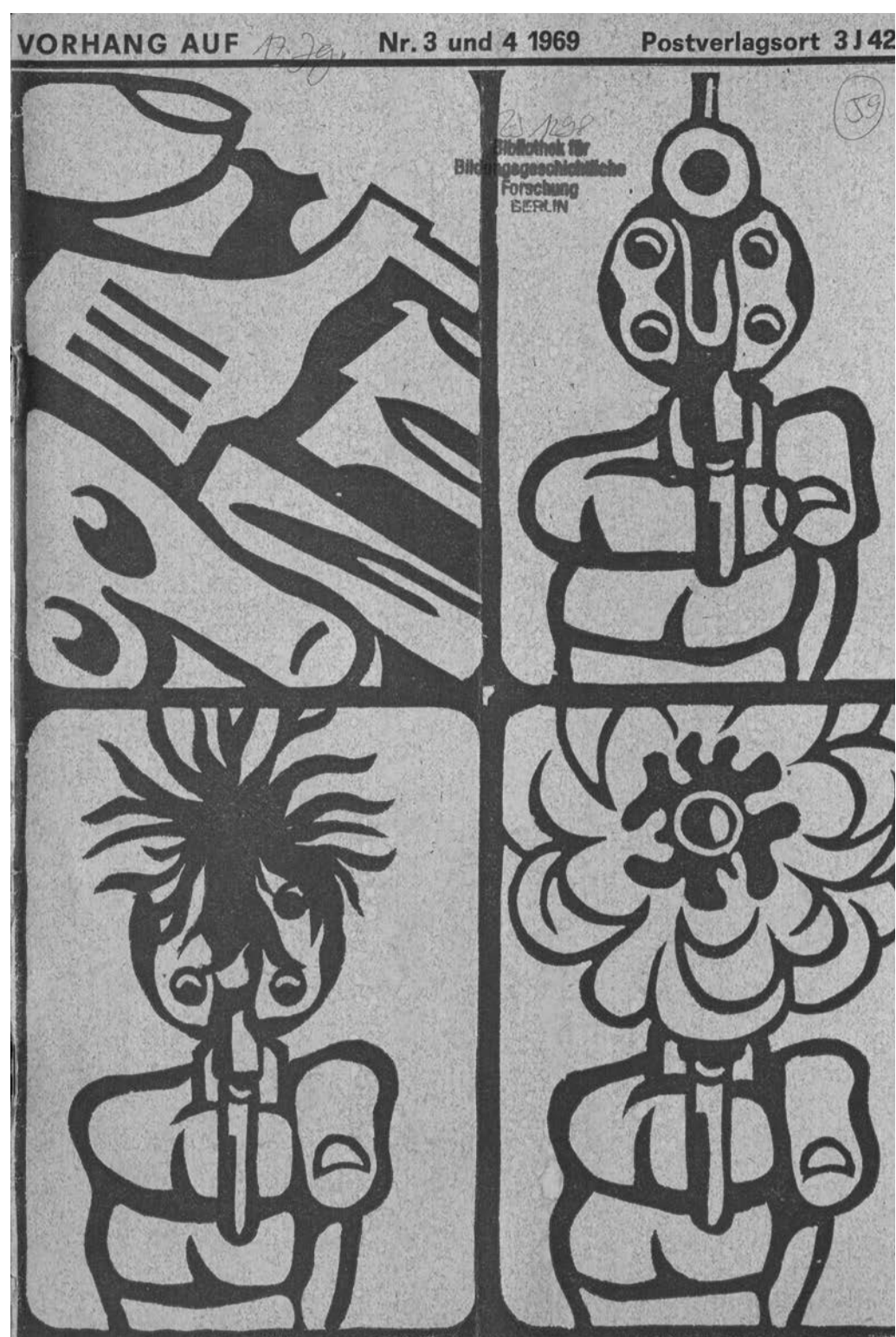


Abb. 3: Vorhang auf: Schülerzeitung beider Gymnasien in Leer (1969), H. 3/4.

einen Redakteur dieser Zeitschrift gibt es kaum ein anderes Merkmal, das so verhältnismäßig sicher ist.¹⁶ Der Beginn solcher mit breiter Brust vortragender Texte fand im Windschatten der sich ab dem letzten Drittel der 1950er Jahre etablierenden Jugendkultur statt. Das kommerzielle Angebot jugendlichen Stils und Aufbegehrens bot „ein Stück Befreiung von moralisch-pädagogischen Diktaten“.¹⁷ In den Schülerzeitungen fanden sich nun zunehmend offen kommunizierte Distanzierungen zu den Erwachsenen, freizügig mitgeteilte Freizeitinteressen, Schulkritik und selbstverständlich die populäre Beatkultur, die zum milieuübergreifenden Siegeszug angetreten war. Die Beatmusik löste den zuvor beliebten und ehemals in der Öffentlichkeit als antiautoritär wahrgenommenen Jazz in den Schülerzeitungen ab – als Sujet und als Stilelement. Nicht nur inhaltlich wurden Schülerzeitungen ab dem letzten Drittel der 1950er Jahre zunehmend jugendeigener: Auch in ihrer Aufmachung zeigte sich in der Adressierung eine immer stärkere Abkehr von der hegemonialen Idee der Schulgemeinschaft, bestehend aus Schülerschaft, Lehrkräften und Eltern, zugunsten einer Hinwendung zu den Peergroups. Unter Zuhilfenahme zuvor ungeahnter Spielräume im Layout beim Übergang auf ein fotomechanisches Produktionsverfahren veränderten sich die Schülerzeitungen dabei von einem zeitungsähnlichen, formellen Blatt zu einem gestalterisch ambitionierten Magazin, wie es die Abbildungen 1 bis 3 verdeutlichen. Sicherlich hatte die avantgardistische Aufmachung der gerade unter Gymnasiasten beliebten Zeitschrift *twen* (1959–1971) ihre Spuren hinterlassen, die „am ehesten die goldene Mitte des Zeitgeistes“ traf.¹⁸

Resümierend zeigt sich mit Blick auf die Entwicklung und Etablierung von Schülerzeitungen in den (zunächst westdeutschen) Schulen ein differenzierteres Bild als es immergrüne pädagogische Argumente suggerieren, dass „im Rahmen der Mitarbeit in einem Redaktionsteam [...] Schülerinnen und Schüler demokratische Grundprinzipien“ einüben.¹⁹ Schülerzeitungen griffen weit weniger als die SMV in die Organisationsstruktur von Schule und Unterricht ein, was das Erklimmen einer souveränen Position erleichterte. Sie entfalteten dabei ein Übungsfeld jugendlicher Interessen, boten ein Medium jugendkultureller Artikulation und erschufen eine hörbare Stimme der Schülerinnen und Schüler; zudem brachten Schülerzeitungen mit ihrem publizistischen Charakter das jeweilige Schulgeschehen ein Stück weiter in die Öffentlichkeit. Das in ihrem Beitrag zur Meinungsvielfalt liegende Demokratisierungspotential ist (glücklicherweise) pädagogisch nur bedingt kontrollierbar – und erwächst zugleich als stetiger Widerspruch der Institution Schule in von Erwachsenen zur Verfügung gestellten Feldern der Partizipation.

Marcel Kabaum ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie an der Freien Universität Berlin. Er wurde im Frühjahr 2017 mit einer Arbeit über Schülerzeitungen promoviert, die im Rahmen des DFG-Forschungsprojekts „Schülerzeitungen der 1950er und 1960er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland: Artefakte gymnasialer Schulkulturen und ihr Bedeutungswandel, PAUSE“ entstand.

1 Report of the United States Education Mission to Germany. Washington (United States Government Printing Office) 1946, S. 12. Die Kommission wurde nach ihrem Leiter George F. Zook (1885–1951) benannt. Zu den Veränderungen im Schulwesen gehörten unter anderem die Abschaffung des Schulgeldes und die Aufhebung des Verbotes von Schulen in kirchlicher Trägerschaft. Der wahrscheinlich wichtigste Vorstoß bei der Umstrukturierung des Bildungssystems gelang allerdings nicht: Die Vereinheitlichung zu einer Gesamtschule war „bei westdeutschen Landespolitikern und in der Bevölkerung auf erbitterten Widerstand gestoßen“. Monika Mattes, *Das Projekt Ganztagschule: Aufbrüche, Reformen und Krisen in der Bundesrepublik Deutschland (1955–1982)*. Köln 2015, S. 24.

2 Brian M. Puaca, *Learning Democracy: Education Reform in West Germany, 1945–1965*. New York 2009, S. 33.

3 Winfried Müller, *Schulpolitik in Bayern im Spannungsfeld von Kultusbürokratie und Besatzungsmacht 1945–1949*. München 1995, S. 263.

4 Die US-amerikanische Highschool diente den Alliierten dabei als „Muster“ eines „demokratisch strukturierten Schulsystems“. Joachim Detjen, „Zwischen West- und Ostorientierung: Politische Bildung in den Besatzungszonen 1945 bis 1949“, in: Wolfgang Sander/Peter Steinbach (Hg.), *Politische Bildung in Deutschland: Profile, Personen, Institutionen*. Bonn 2014, S. 36–50, hier S. 40.

5 Puaca, *Learning Democracy* (wie Anm. 2), S. 61.

6 Max Staiger, „Die Schülerzeitschrift: Gestaltung und Wert“, in: *Die Schulwarte: Monatszeitschrift für Unterricht und Erziehung*, Jg. 8 (1955), H. 8, S. 470–476, hier S. 475 (Hervorhebung nicht übernommen).

7 Zitiert nach Axel Schildt, „Nachwuchs für die Rebellion – die Schülerbewegung der späten 60er Jahre“, in: Jürgen Reulecke (Hg.), *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München 2003, S. 229–251, hier S. 238.

8 „Sind Schülerzeitungen Modekrankheiten?“ In: *Spectrum: Schülerzeitung der Grimmschule [Gelnhausen] (1957)*, H. 37, S. 8.

9 Dazu die historische Darstellung bei Marcel Kabaum, *Artikulation und Partizipation von Jugendlichen in der Schule: Die Entwicklung westdeutscher Schülerzeitungen der 1950er und 1960er Jahre und ihre Bedeutung für die*

Jugend- und Schulforschung. Diss. Phil. Humboldt-Universität zu Berlin 2017, S. 25–35.

10 Dazu Peter A. Döring, „10 Jahre Junge Presse: Vertrauenslehrer löst das Zensurproblem“, in: *wir machen mit: Zeitschrift für Schülermitverantwortung*, Jg. 9 (1961), H. 4, S. 26.

11 Hans-Peter Bartels, *Junge Presse: Geschichte eines jugendeigenen Verbandes, 1952–1967*. Marburg 1987, S. 32.

12 Beispielsweise „Ferien kein ‚Kampfobjekt‘. Kultusminister bekannte sich als Gegner der Zensur von Schülerzeitschriften“, in: *Nürnberger Nachrichten* vom 7. April 1959, S. 12. Zur historischen schulrechtlichen beziehungsweise juristischen Diskussion und zum heutigen Rechtsstand siehe Marcel Kabaum, „Zwischen Partizipation und Zensur: jugendeigene Presse und Meinungsfreiheit in der Schule während der 1950er und 1960er Jahre. Mit einer Darstellung der derzeitigen schulrechtlichen Situation“, in: *Zeitschrift für Pädagogik*, Jg. 63 (2017), H. 6, im Druck.

13 Zur Liberalisierung schulischer Verhältnisse und zum Scheitern der SMV siehe Torsten Gass-Bolm, *Das Gymnasium 1945–1980: Bildungsreform und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland*. Göttingen 2005, S. 220–224.

14 „Lustige Hannoveraner sein wir: Dr. Stempell“, in: *OL-Blinkfeuer: Zeitung der Oberschule am Leibnizplatz [Bremen] (1953)*, H. 52, o. S. [p. 10].

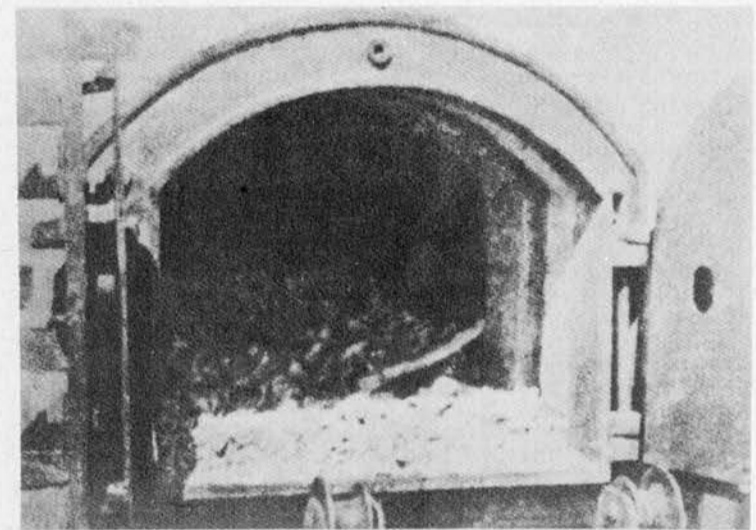
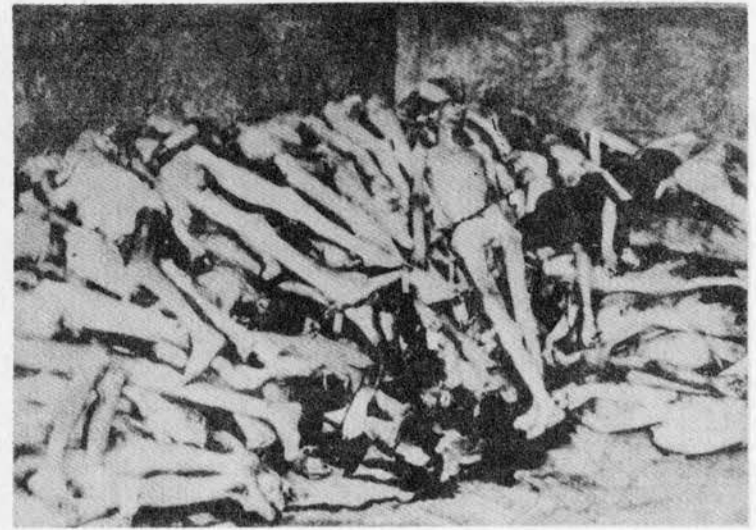
15 „Aus der Jünglingszeit“, in: *Prisma: Schülerzeitung des Gymnasiums Bietigheim*, Jg. 2 (1965), H. 2, S. 6–7, hier S. 6.

16 „In eigener Sache über Oberstudiendirektor Dr. Alfred Stephany“, in: *Schillerglocke: Schülerzeitschrift am Staatlichen Schillergymnasium Münster (1965)*, H. 34, S. 2 (Hervorhebung übernommen).

17 Kaspar Maase, *BRAVO Amerika: Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren*. Hamburg 1992, S. 149.

18 Detlef Siegfried, „Kunzelmanns Rache: Öffentlichkeit und Privatheit in der Bundesrepublik der 60er Jahre“, in: Christoph Bartmann/Hanne R. Laursen/Hans P. Lund (Hg.), *Et opmærksomt blik: Litteratur, sprog og historie hen over grænserne*. Kopenhagen 2004, S. 205–220, hier S. 217.

19 Norbert Rieth, „Schülerzeitungen: Ein wesentliches Element demokratischer Schulkultur“, in: *Schulverwaltung: Nordrhein-Westfalen*, Jg. 26 (2015), H. 7/8, S. 199–201, hier S. 201.



Sprechende Bilder. Doppelseite aus der Schülerzeitung des Ratsgymnasiums *diagonale*, Nr. 16 (März 1960), S. 2f., StadtA WOB, Druckschriftensammlung 19.02.01

Die Vernichtung der europäischen Juden als Thema der Schülerzeitung des Ratsgymnasiums

Die *diagonale* und ihre unverhoffte transatlantische Rezeption

VON ALEXANDER KRAUS

Mit dem Ausklingen der 1950er Jahre wagten sich Redakteurinnen und Redakteure von Schülerzeitungen zunehmend an politische und gesellschaftskritische Themen heran. Transatlantische Aufmerksamkeit war dabei eher die Ausnahme. Die *diagonale* des Wolfsburger Ratsgymnasiums gewann sie jedoch und zwar mit einem Themenheft zur jüngeren Vergangenheit der Bundesrepublik und ihren aktuellen Auswüchsen: „Tausend Zeitschriften erscheinen an westdeutschen Oberschulen, Gymnasien und Lyceen“, schrieb die New Yorker Journalistin Margo Hanna Wolff (1904–1990), doch von diesen zumeist ambitionierten Schülerzeitungen, die danach strebten wie die tatsächliche Presse ihren Lesern aktuelle Berichte zu bieten, verdiene „die März-Nummer der ‚Diagonale‘ der Ratsgymnasiasten von Wolfsburg [...] zweifellos für eine besondere Anerkennung vorgemerkt zu werden.“¹ Denn diese Ausgabe widmete sich der Frage „Was gehen uns die Juden an?“ Das Heft kann als bewusste Reaktion auf die Anfang des Jahres bundesweit erfolgten antisemitischen Ausschreitungen gelesen werden. Für Wolff standen die jugendlichen Redakteure mit ihrer Zeitschrift sinnbildlich für ein neues, verändertes Deutschland.

Besonders den Kommentar des Redakteurs André ‚Andi‘ Engel deutete die Journalistin als „mutiges Bekenntnis [...], das weit über Wolfsburg hinaus Gehör zu finden“ verdiene, wie sie in ihrem Artikel „Wolfsburgs Primaner-‚Diagonale‘“ in der New Yorker deutsch-jüdischen

Wochenzeitung *Aufbau* am 2. September 1960 schrieb. Es ist nicht verwunderlich, dass die 1934 durch den *German-Jewish Club* gegründete Exil-Zeitung *Aufbau* den Vorkommnissen in der noch jungen Bundesrepublik größere Aufmerksamkeit schenkte, lässt sich diese doch über die eigenen Verflechtungen und die Betroffenheit der dort arbeitenden Journalisten und Zeitungsmacher erklären. Der von Wolff gelobte junge Redakteur André Engel jedenfalls, der zunächst den Jugendfilmclub in Wolfsburg leitete,² später in London den Filmvertrieb *Politkino* und sodann die Distributionsfirma *Curzon Artificial Eye* für unabhängige Art-House-Filme mitgründete,³ zeigte sich schon früh als Rebell in der Vergangenheitsaufarbeitung: So beendet er seinen hochgelobten Beitrag mit den markanten Worten, „[w]ir müssen heute jedem deutschen Juden dankbar sein, der bei uns bleibt. Denn wer lebt gern mit seinem Mörder unter einem Dach?“

Eine New Yorker Journalistin entdeckt die *diagonale*

Wie die 1909 in Stettin geborene und seit 1949 in New York lebende Journalistin Margo Wolff an diese Ausgabe der *diagonale* gelangte, kann nicht genau rekonstruiert werden. Unzweifelhaft ist jedoch, dass sich ihre Recherche mitunter aus der eigenen Biografie speiste. Denn die Jüdin Wolff musste nach 1933 nach Frankreich emigrieren. Dort wurde sie nach der militärischen Niederlage gegen das Deutsche Reich für einige Monate im

Camp de Gurs interniert, dem größten französischen Internierungslager,⁴ floh dann nach Marseille, wo sie jüdischen Kindern dabei half, in die Schweiz und nach Spanien zu entkommen.⁵ Nachdem sie zweimal durch die Gestapo verhaftet wurde, gelang ihr die Flucht in die Schweiz. Dort schrieb sie zunächst für die jüdische Wochenzeitung *Maccabi*, nahm zudem 1946 als Dolmetscherin am Zionistenkongress in Basel teil. In die USA siedelte sie schließlich über, um in New York *Labor Sociology* zu studieren. Ihr Onkel indes, der berühmte Journalist und Publizist Theodor Wolff (1868–1943), verstarb 1943 an den Folgen seiner Internierung – zunächst in einem französischen Lager und später im KZ Sachsenhausen.

Margo Wolff verweilte im April 1960 jedenfalls in Wolfsburg. Möglicherweise erfolgte der in ihrem Tagebuch notierte „Flug nach Wolfsburg“ infolge eines „Volkswagen-Lunch“ mit Barbara Nordhoff, der für den 21. April 1960 festgehaltenen ist. Nordhoff, Tochter des damaligen Generaldirektors der *Volkswagen GmbH* Heinrich Nordhoff (1899–1968), arbeitete seit dem Ende der 1950er Jahre als PR-Mitarbeiterin für die *Volkswagen of America, Inc.* in New York⁶ und stand mit Wolff im regen Kontakt.⁷ Möglicherweise hörte sie während ihres Besuchs in der Volkswagenstadt von der Schülerinitiative oder erhielt gar ein eigenes Exemplar der *diagonale*.

Wann genau im Frühjahr diese erste Reise nach Wolfsburg erfolgte, erschließt sich aus den überlieferten Aufzeichnungen

Margo Wolffs nicht, denn zum einen notierte die Journalistin nicht all ihre Termine gewissenhaft, zum anderen fehlen mitunter einzelne Seiten aus ihren Tagebüchern – so leider auch die Wochen zwischen dem 16. Juni und dem 10. August. Just in diesem Zeitraum stattete sie Wolfsburg nämlich einen weiteren Besuch ab, dessen Anlass aus ihren Notaten nicht hervorgeht, sich aber gleichwohl erraten lässt. Denn irgendwann Ende Juni, Anfang Juli besuchte die Journalistin das Ratsgymnasium, um sich „mit einigen Schülern der Oberstufe und Oberstudiendirektor Bu[ß]mann über die Auseinandersetzung der deutschen Jugend mit dem jüdischen Mitmenschen zu unterhalten“, wie die *Wolfsburger Allgemeine Zeitung* am 8. Juli 1960 über die Besucherin aus den USA berichtete. Aus dem Artikel geht hervor, dass Wolff aus den Gesprächen nicht allein den eingangs erwähnten Beitrag für den *Aufbau* verfasste, sondern ferner aus dem in Wolfsburg gesammelten Material sogar eine Rundfunkreportage für den amerikanischen Sender W.H.O.M. erarbeitete. In dieser lobte sie die *diagonale*-Redaktion für deren „Mut zur ehrlichen Auseinandersetzung“ und das Bemühen „um eine Bewältigung der jüngsten Vergangenheit“.⁸ Wolff selbst sah ihre Aufgabe darin, der „deutschen Jugend [zu] helfen, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen“, hieß es vieldeutig in der *Wolfsburger Allgemeinen Zeitung*. Die Aktivitäten der Schülerinnen und Schüler könnten der von den Nationalsozialisten aus Deutschland vertriebenen

Jüdin vielleicht auch eine verspätete Genugtuung bedeutet haben.

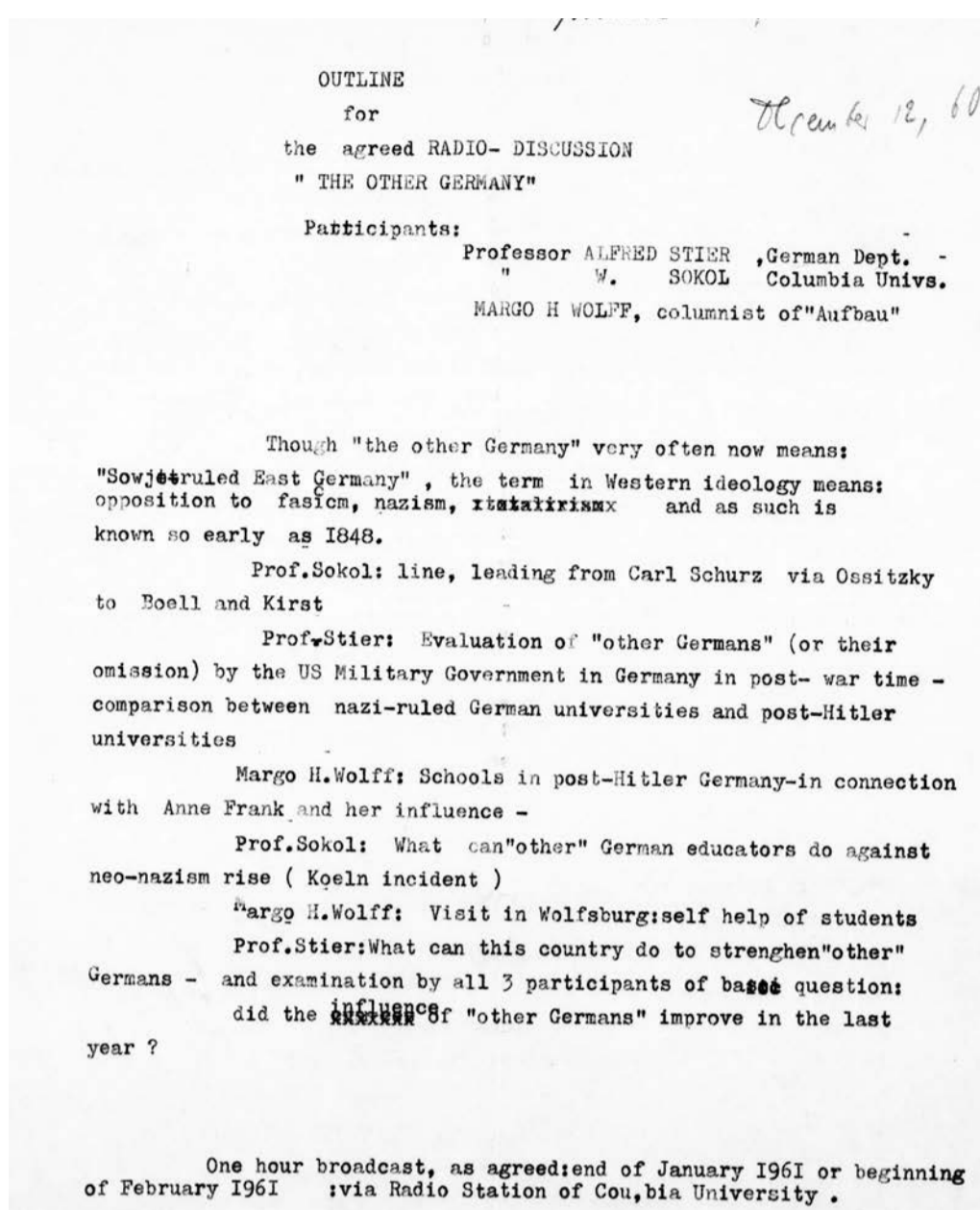
Wann und ob die in Wolfsburg erarbeitete Rundfunksendung ausgestrahlt wurde oder unter welchem Titel, lässt sich heute nicht mehr nachvollziehen.⁹ Doch findet sich im Nachlass von Margo Wolff das Skript zu einer Radio-Diskussion für den Sender der *Columbia University*, die unter dem Titel „The Other Germany“ ausgestrahlt werden sollte.¹⁰ Mit Wolff diskutierten dort die beiden Professoren Alfred Stier und W. Sokol vom *German Department* der *Columbia University*. Unter anderem war angedacht, die Schändung der Kölner Synagoge in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember 1959 zu thematisieren; bei dieser Tat hatten zwei Mitglieder der *Deutschen Reichspartei* den Spruch „Deutsche fordern: Juden raus“ sowie mehrere Hakenkreuze an die Synagoge geschmiert.¹¹ Die Tat löste eine Welle antisemitischer Schmierereien aus; allein bis zum 28. Januar 1960 fand ihre Aktion rund 470 Nachahmer in ganz Deutschland.¹² Just auf diese Ereignisse hatten auch die Wolfsburger Schul-Redakteure der *diagonale* mit ihrer Ausgabe Bezug genommen. In der Radiosendung plante Margo Wolff genau dieses gesellschaftspolitische Engagement in ihrem Redebeitrag „Visit in Wolfsburg: self help of students“ zu thematisieren.

Unter einem ähnlichen Fokus präsentierte Wolff die Wolfsburger Gymnasiastinnen und Gymnasiasten auch in ihrem eingangs erwähnten Zeitungsartikel für den *Aufbau*: als Hoffnungsträger einer demokratischen Gesellschaft. Wolff riss zahlreiche Beiträge der im März 1960 erschienenen *diagonale*-Ausgabe kurz an oder gab zentrale Passagen daraus wieder. Schließlich lobte sie ganz unverhohlen, die Schülerinnen und Schüler hätten mit ihrem Heft zahlreiche Ein- und Ausblicke gewährt und die „Nazi-Behauptung“, Wolfsburg sei eine Stadt ohne Juden, „ad absurdum“ geführt:

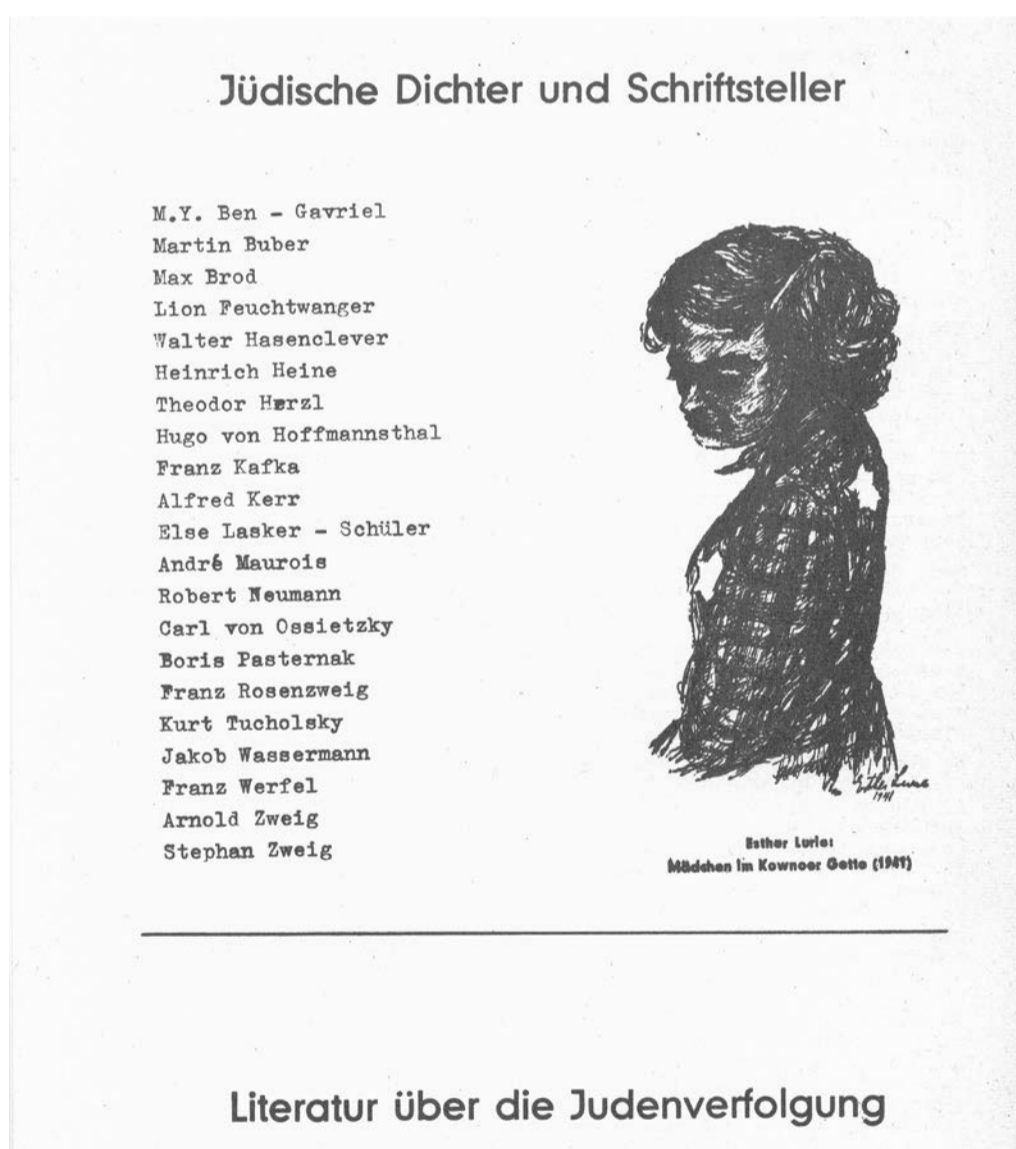
„Diese jüngste, dynamischste und lebensfreudigste Industrie-Stadt Westdeutschlands, in der jeder Bürger – mindestens – einen der ‚Volkswagen‘ besitzt, die Tempo und Lebensstil Wolfsburgs bestimmen, ist tatsächlich eine ‚Stadt ohne Juden!‘ – Jedoch, befragt, was ihnen fehlte und wünschenswert schien, antworteten mir diese Abiturienten-inspe: ‚Juden – lebendiger Kontakt mit Juden!‘ – Eine Erkenntnis, die für sich spricht.“¹³

Die *diagonale* arbeitet auf. Ein Heft und seine transatlantische Rezeption

Was stand nun in der derart gepriesenen Schülerzeitung? Die *diagonale*-Ausgabe eröffnete mit einer eindrücklich gestalteten und auch heute noch schockierend anmutenden Doppelseite, auf denen die Redaktion drei Fotografien – zwei davon aus Léon Poliakovs und Josef Wulfs 1955 erschienener Studie *Das Dritte Reich und die Juden* – einander gegenüberstellte.¹⁴ Die Doppelseite erscheint wie eine Anklage: Auf der linken Seite zeigt sie eine Menschenmenge, bei der die Menschen nahezu ausnahmslos den Hitlergruß in Richtung eines außerhalb der Bildecke liegenden Zieles richten, ohne den Adressaten genauer zu bestimmen. Aus welcher Publikation die Schülerredakteure die Fotografie entnommen haben, kann nicht rekonstruiert werden. Ganz offenbar sollte mit der Aufnahme die Geschlossenheit und Einheit der Volksgemeinschaft suggeriert werden, der die verantwortlichen Redakteurinnen und Redakteure auf der folgenden Seite zwei Fotografien gegenüberstellten, die



Skript für eine geplante Radiodiskussion Margo Wolffs, LBI, Margo Wolff Collection, 1904–1990, AR 1470/MF 482, Box 3, Folder 25, Brochures, 1954–1989



Bildungspolitik von unten? *diagonale*, Nr. 16 (März 1960)

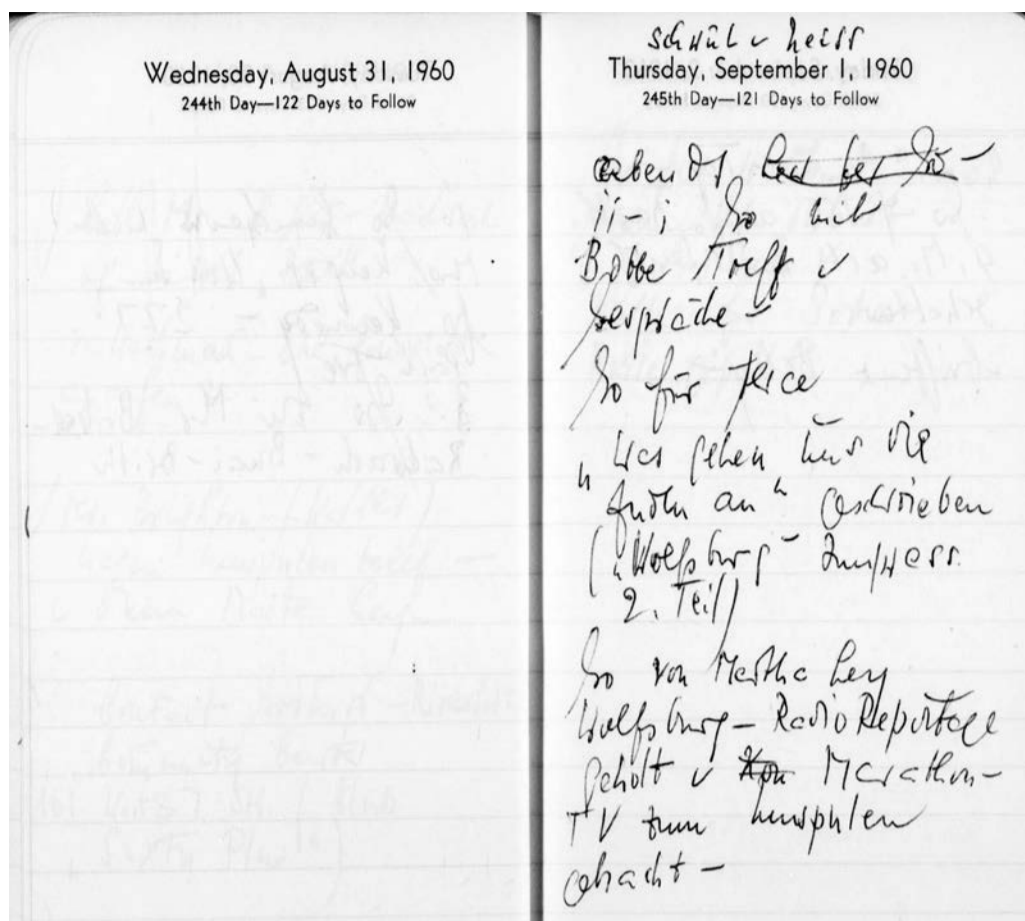
symbolträchtig für die Judenvernichtung stehen. Die obere Aufnahme aus dem KZ Dachau zeigt zu einem Berg übereinandergeworfene Leichen, ein jeder Körper ausgemergelt, nur mehr Haut und Knochen;¹⁵ die untere Abbildung dokumentiert einen geöffneten Verbrennungsofen des Krematoriums in Majdanek in Nahaufnahme.¹⁶ Mit solch schockierenden Bildern den nationalsozialistischen Massenmord zu zeigen ist für die frühen 1960er Jahre nicht unbedingt zu erwarten, schon gar nicht in einer Schülerzeitung, zumal auch die Fotografien der Alliierten, die unmittelbar nach der Befreiung der Konzentrations-

und Vernichtungslager aufgenommen, in den Nachkriegsjahren schon bald aus dem visuellen Gedächtnis der jungen Bundesrepublik verdrängt worden waren. Der über *Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur* forschende Historiker Habbo Knoch konstatiert gar eine „Phase der weitgehenden visuellen Leere hinsichtlich der NS-Verbrechen“, ja eine „visuelle Amnesie der Tat“ und eine „Marginalisierung“, die auf die alliierte Aufklärungskampagne gefolgt seien.¹⁷ Anders als während der Kriegsjahre, als vor allem Fotografien aus dem Lageralltag gezeigt wurden, die zumeist aus nationalsozialistischen

Publikationen stammten, wurden in der direkten Nachkriegszeit auch die toten Körper aus den Lagern „politisch instrumentalisiert“. Ganz im Dienste der Umerziehung sollte diese Kampagne mit ihren Visualisierungen einen „katharischen Schock“ bei den Betrachtern auslösen.¹⁸

Diese drastischen Bildmotive waren zwar auch in den folgenden Jahren im Grunde jedem zugänglich, doch dominierte schon bald eine „kriegszentrierte Erinnerungskultur“, die auch im Sinne einer Selbstentlastung andere Motive zentral stellte. Erst ab den späten 1950er Jahren setzte ein erneuter Wandel ein, der sich auch anhand der Wolfsburger *diagonale* nachvollziehen lässt.¹⁹ Gerade die Dokumentation von Poliakov und Wulf als „erste zusammenhängende Publikation zum Holocaust in der Bundesrepublik“, aus der die Wolfsburger Jugendlichen die Bilder für ihre Schülerzeitung nahmen, wandte sich gegen das zuvor dominante „Stillschweigen“.²⁰ Diesem Werk ist sicherlich der aufklärerische Impetus der *diagonale*-Redaktion geschuldet, wie er in der Bildkomposition zum Ausdruck kommt. Ähnlich anklagend ist auch das der Ausgabe vorangestellte Vorwort des Schuldirektors. Das „Deutsche Volk“, heißt es darin, sei „durch die furchtbarste Verirrung, welche die Weltgeschichte kennt, gerade dem jüdischen Volk gegenüber in schwerster Schuld“ verfallen.²¹ Er nennt die moralische Bedeutung dieser Ausgabe und formuliert bei der Zielsetzung des Heftes, es solle „ein wenig mithelfen, der Wahrheit zu dienen und damit ein Problem, das tiefste Tragik und Schuld in sich birgt, zu lösen und zu entwirren“.

Einen Impuls zur moralischen Aufarbeitung setzt auch der Beitrag des Autors P. E. Meyer. Er zählte vermutlich nicht zu den regelmäßigen Mitarbeitern der *diagonale*-Redaktion, war vielleicht auch kein Schüler des Ratsgymnasiums, doch wollte die Redaktion seinen Kommentar offenbar gern drucken. Vermutlich erging es der *diagonale* wie den meisten anderen Schülerzeitungen und sie war für jede Zuarbeit dankbar. Meyer betont unter der Überschrift „Was gehen uns die Juden an?“ zunächst das einstige Miteinander der deutschen und jüdischen Kultur, das wieder möglich werden sollte. Zudem fragt er – und dies noch bevor die Studentenbewegung der ‚68er‘ die Eltern- zur Tätergeneration erklärte –, wie die „Ausrottung der Juden in Deutschland [...] in unserer Mitte möglich gewesen ist“.²² Die Redaktion druckte darüber hinaus einen offenen Brief des Studenten Jo Dieter Opitz an eine Verkäuferin ab, der zuvor in der studentischen Zeitung *prisma* veröffentlicht worden war.²³ Eine Verkäuferin habe während eines Verkaufsgesprächs auf die Frage nach einem Preisnachlass mit dem pampigen Ausspruch geantwortet: „Wir sind doch keine Juden“. Damit schilderte der Verfasser die Alltäglichkeit und die Kontinuität antijüdischer Ressentiments, besonders die Fortdauer und Wirkmächtigkeit altbekannter Stereotype unter den Erwachsenen. Dem Brief folgte der von Margo Wolff hervorgehobene Kommentar des jugendlichen (Chef-)Redakteurs André Engel. In ihm stellte Engel die Frage, woher eigentlich der Hass der jugendlichen Täter rühre, die für die antisemitischen Ausschreitungen verantwortlich waren und wechselte damit die Perspektive. Standen eben noch die Erwachsenen am Pranger, machte Engel nun deutlich, wie sehr der Antisemitismus auch ein generationenübergreifendes und gesellschaftliches Problem darstelle. *Fortsetzung auf Seite 8*



Eintrag aus Margo Wolffs Tagebuch, LBI, Margo Wolff Collection, 1904–1990, AR 1470/MF 482, Box 3, Folder 29, Margo Wolff, Margo Wolff, Diary 1960, September 1.

Fortsetzung von Seite 7 Auch zum Schluss des Heftes wird eine kritische Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit versucht. Abgedruckt ist ein Auszug aus der Aussage des einstigen Kommandanten des Konzentrationslagers Auschwitz, Rudolf Höß (1900–1947), der als Zeuge der Verteidigung bei den Nürnberger Prozessen geladen gewesen war – allerdings ohne weitere Kommentierung. Offenbar sollte die Aussage von Höß, in der er sich jeglicher Verantwortung entzog, für sich alleine sprechen. Die kurze Satire „Anne Frank macht so schön traurig“, die die *diagonale*-Redakteure der Zeitschrift *pläne* entnommen hatten,²⁴ eine Liste jüdischer Dichterinnen und Dichter sowie Schriftstellerinnen und Schriftsteller schließen zusammen mit einer Literaturliste von relevanten Titeln über die Judenverfolgung das Themenheft ab.

Durch den Artikel Margo Wolffs fand die *diagonale*-Ausgabe mit einer Auflage von meist 1.000 Stück in jenen Jahren, später sogar über 2.000 Exemplare, Resonanz weit über Wolfsburg hinaus. Aufmerksamkeit bekamen die Schülerinnen und Schüler mit ihrer Zeitung besonders von jüdischen Deutschen, die durch die Nationalsozialisten in die Emigration gezwungen worden waren. Davon zeugen Leserbriefe, die die jungen Redakteurinnen und Redakteure in den folgenden drei Ausgaben der Wolfsburger Schülerzeitung gewiss nicht ohne Stolz abdruckten. So bot etwa die 1940 in die USA emigrierte Dichterin Toni Ginzburg, die unter dem Pseudonym Devora Hyrkanos 1950 unter anderem ein *Jerusalem war diary* veröffentlicht hatte,²⁵ für kommende Ausgaben ihre Mithilfe an; sie bat um ein Exemplar der Schülerzeitung und dankte der Redaktion „aus tiefstem jüdisch-deutschen Herzen für Eure sauberen, Gottgefälligen [sic!] Taten“.²⁶ Auch Pablo Stein, der Ende 1939 „noch gerade mit dem letzten Schiff nach Bolivien ausgewandert“ war und nun von der dortigen Hauptstadt Sucre nach Wolfsburg schrieb, bedankte sich „aus vollem Herzen“ für den Einsatz der *diagonale*-Redaktion. Als Jude, dessen „sämtliche Verwandten und Freunde, die in Deutschland und im Sudentenland lebten, [...] restlos ausgerottet wurden“ wie auch die deportierten und ermordeten Angehörigen seiner Frau, dankte er dem Direktor und den verantwortlichen Schülerinnen und Schülern von Herzen „für Ihren guten Willen der Verstaendigung“.²⁷

Als weitere Referenz ihrer erfolgreichen Aufarbeitungsinitiative druckte die Redaktion in der Ausgabe Nr. 18 vom April 1961 den Artikel Margo Wolffs aus dem *Aufbau* ab. Wolffs Artikel wurde im Übrigen über das deutsch-jüdische Wochenblatt hinaus wahrgenommen, schließlich griff offenbar auch das US-amerikanische Fachmagazin *The Scholastic Teacher* die Initiative der Wolfsburger Schülerzeitung auf. Dies geht aus einem weiteren Leserbrief hervor, der seinen Weg aus dem kalifornischen Sacramento nach Wolfsburg fand und in der zwei Ausgaben später erscheinenden Nr. 19 der *diagonale* im September 1961 abgedruckt wurde. Ein Geschichtslehrer in den USA fragte hierin nicht nur nach einigen Exemplaren der März-Ausgabe, die er in seinen Unterricht integrieren wolle, sondern erörterte sogar die Möglichkeiten eines dauerhaften Austausches.²⁸ – Inwiefern dieses Vorhaben Erfolg hatte bedarf weiterer Nachforschung.

Wolfsburg – New York – Wolfsburg

Aus Margo Wolffs Tagebuch für das Jahr 1960 geht hervor, dass sie unter der entlehnten *diagonale*-Überschrift „Was gehen uns die Juden an“ noch einen zweiten Artikel verfasste,²⁹ der ebenfalls in der Schülerzeitung des Ratsgymnasiums im April 1961 abgedruckt wurde. Es lässt sich aber nicht mehr nachvollziehen, wo dieser Artikel ursprünglich erschienen ist.³⁰ Hierin zeichnete Wolff, sicherlich vor dem Hintergrund ihrer persönlichen Erfahrungen, ein wohlwollendes Bild der Volkswagenstadt – und einmal mehr insbesondere der dortigen Jugend, an der sich der „Beginn eines Gesinnungswandels“ festmachen lasse: Denn es waren die „Söhne und Töchter Wolfsburger Arbeiter und Angestellte[r], die ihre Schülerzeitschrift in einer so mutigen Weise in den Dienst der Bekämpfung des Neo-Nazismus stellten, wie bisher keine andere der mehr als tausend an deutschen Oberschulen erscheinenden Publikationen es getan hat“.³¹

Ganz offensichtlich hatten es die Wolfsburger Jugendlichen der Journalistin mit deutschen Wurzeln angetan, denn aus dem ersten Treffen im Jahr 1960 entwickelte sich ein regelmäßiger Kontakt. Bereits im Sommer des nächsten Jahres produzierte Margo Wolff eine weitere Radiosendung mit und über die Wolfsburger Ratsgymnasiastinnen und

Ratsgymnasiasten. In ihren Tagebüchern aus den folgenden Jahren sind dann auch immer wieder eingehende und ausgehende Briefe von und nach Wolfsburg verzeichnet.³² Auch mit dem Schulleiter Bußmann korrespondierte die Journalistin noch mindestens bis ins Jahr 1964 und blieb so auf dem Laufenden. In einem Brief vom 6. Mai 1964 berichtete der Oberstudiendirektor Margo Wolff unter anderem von ihrem „gemeinsame[n] Freund Andi Engel“, der zwischenzeitlich „ein sehr nettes Abitur gemacht“ habe. Sodann lenkte er sein Augenmerk auf die Schülerzeitung, über die er lapidar festhielt: „Die ‚Diagonale‘ ist im Augenblick vielleicht nicht so interessant wie sie mal war, sie liegt im wesentlichen in den Händen jüngerer Schüler. Das ist immer so in unseren höheren Schulen, ob es sich um Sport, Musik oder auch um die Schülerzeitung handelt, wenn dann die großen Asse erst Abitur gemacht haben, fängt man wieder ganz von vorn an.“³³

Für diese Schülerredaktion jedoch gilt: Was mit der *diagonale* Nr. 16 als wackere Reaktion auf die bundesweiten antisemitischen Ausschreitungen des Jahres 1960 begann und als früher Versuch der Vergangenheitsaufarbeitung seitens der jüngeren Generation gedeutet werden kann, mündete in eine transatlantische Freundschaft voller Respekt und Anerkennung, die über viele Jahre Bestand hatte.

1 Margo H. Wolff, „Wolfsburgs Primaner- ‚Diagonale‘. Ein Kampf deutscher Jugend gegen die Neo-Nazis“, in: *Aufbau*. Reconstruction. An American Weekly published in New York, Nr. 36, 2. September 1960, S. 18, 20.

2 daddy [Alfred Hilsberg], „Jugendfilmclub“, in: *diagonale*, Nr. 26 (März 1964), S. 27f. (StadtA WOB, HA 5516, Bd. 2).

3 Engel prägte die Filmlandschaft der britischen Hauptstadt auch über die kooperative Gründung dreier Kinos mit. Colin MacCabe, „Obituary: Andi Engel“, in: *Independent*, 4. Januar 2007, online abrufbar unter <http://www.independent.co.uk/news/obituaries/andi-engel-430679.html> [20. März 2017].

4 Siehe dazu Barbara Distel, „Frankreich“, in: Wolfgang Benz/Dies. (Hg.), *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*. Bd. 9: Arbeiterziehungslager, Ghettos, Jugendschutzlager, Polizeihäftlager, Sonderlager, Zigeunerlager, Zwangsarbeiterlager. München 2009, S. 273–291, insbesondere S. 277–280.

5 Zu ihren Aktivitäten in Marseille siehe ihren autobiografischen Bericht, Margo Wolff, *The Boys of Mon Repos. The Rescue Operation „Sesame“ from Vichy France*. New York 1986. Ebenda findet sich auch ein kurzer Lebenslauf, S. 67f.

6 Dazu Günter Riederer, *Auto-Kino. Unternehmensfilme von Volkswagen in den Wirtschaftswunderjahren* (Historische Notate, Bd. 16). Wolfsburg 2011, S. 63.

7 Leo Baeck Institute, Center for Jewish History (LBI), Margo Wolff Collection, 1904–1990, AR 1470/MF 482, Box 3: Financial Materials, Diaries, Notebooks, Correspondence, Clippings, Miscellaneous, undated, 1932–1989, Folder 29: Diaries (1960–1962), Margo Wolff, Diary 1960, April 14, April 20, April 21.

8 „Eine Amerikanerin in Wolfsburg. Margo H. Wolff kam in doppelter Mission – Botschafterin des Humanismus“, in: *Wolfsburger Allgemeine Zeitung* vom 8. Juli 1960. Aus dem Artikel geht überdies hervor, dass Wolff „[d]urch Zufall [...] von der Existenz der Schülerzeitung ‚Diagonale‘ erfahren“ hatte.

9 In ihrem Tagebuch hat sie festgehalten, dass sie eine „Wolfsburg-Radio Reportage“ von Martha Ley geholt und zu *Marathon TV* zum umspulen gebracht habe. LBI, Margo Wolff Collection, 1904–1990, AR 1470/MF 482, Box 3, Folder 29, Margo Wolff, Diary 1960, September 1. Bereits am 25. August hatte sie einen entsprechenden Versand ein erstes Mal veranlasst. Ebd., Diary 1960, August 25.

10 LBI, Margo Wolff Collection, 1904–1990, AR 1470/MF 482, Box 3, Folder 25, Brochures, 1954–1989, Outline for agreed RADIO-DISCUSSION „THE OTHER GERMANY“, online abrufbar unter http://www.archive.org/stream/margowolff_08_reel08#page/n317/mode/1up.

11 Siehe dazu „Synagogen-Schändung: Die Nacht von Köln“, in: *Der Spiegel*, Nr. 1/2, 6. Januar

1960, S. 19–23. Bundeskanzler Konrad Adenauer reagierte Mitte Januar mit einer Rundfunckerklärung, die unter der Überschrift „Im deutschen Volk hat der Nationalsozialismus keine Wurzeln“ im Bulletin des Presse- und Informationsamts der Bundesregierung Nr. 11, 19. Januar 1960, S. 89, abgedruckt wurde.

12 Bundesregierung Bonn (Hg.), *Die antisemitischen und nazistischen Vorfälle in der Zeit vom 25. Dezember 1959 bis zum 28. Januar 1960*. Bonn 1960.

13 Wolff, Wolfsburgs Primaner- „Diagonale“ (wie Anm. 1), S. 20.

14 *diagonale*, Nr. 16 (März 1960), S. 2f. (StadtA WOB, Druckschriftensammlung 19.02.01).

15 Léon Poliakov/Josef Wulf, *Das Dritte Reich und die Juden*. 2., durchges. Aufl. München/New York/London/Paris 1978 [Berlin 1955], S. 209. Dort steht als Bildunterschrift und Nachweis: „Wie Holz aufgestapelt! (In Dachau), (Archiv: ‚Bejt Lochamej Hagetaot‘ in Israel)“.

16 Ebd., S. 117. Die Bildunterschrift dort lautet „Ein Teil des Krematoriums in Majdanek“.

17 Habbo Knoch, *Die Tat als Bild. Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur*. Hamburg 2001, S. 15, 45, 157. Barbie Zelizer hat für visuelle Gedächtnislandschaft in den USA und in Großbritannien ebenfalls drei „Waves of Memory“ identifiziert: Eine erste unmittelbar nach der Befreiung der Lager bis zum Ende der 1940er Jahre, eine zweite Phase der Amnesie und des Erinnerungsverlusts bis in die 1970er Jahre hinein sowie eine sich anschließende erneute intensive Phase der fotografisch gestützten Erinnerungsarbeit. Siehe Barbie Zelizer, *Remembering to Forget. Holocaust Memory through the Camera's Eye*. Chicago 1998, S. 141–170.

18 Knoch, *Die Tat als Bild* (wie Anm. 15), S. 123.

19 Ebd., S. 163–165 und 485–499, 506–518.

20 Ebd., S. 511–516, Zitat S. 513.

21 Hier und im Folgenden [Friedrich] W[ilhelm] B[ußmann], „Vorwort“, in: *diagonale*, Nr. 16 (März 1960) (wie Anm. 14), S. 4.

22 P. E. Meyer, „Was gehen uns die Juden an?“ In: Ebd., S. 5.

23 So die Angabe in der *diagonale*. Jo Dieter Opitz, „Verehrtes Fräulein X!“ In: Ebd., S. 6.

24 Der Autor Arno Reinfrank erfuhr vom Wiederabdruck aus dem *Aufbau*. Siehe dazu seinen in der nächstfolgenden Ausgabe der *diagonale* abgedruckten Leserbrief, der die Redaktion aus London erreichte. *diagonale*, Nr. 17 (August 1960 [die Ausgabe ist offenbar falsch datiert; sie kann frühestens im November 1960 erschienen sein]) (StadtA WOB, Druckschriftensammlung 19.02.01).

25 Devora Hyrkanos-Ginzburg, *Jerusalem war diary*. Tel Aviv 1950.

26 Brief Devora Toni Ginzburg-Hyrkanos an die Redaktion der *diagonale* vom 18. Oktober 1960, abgedruckt in: *diagonale*, Nr. 17 (wie Anm. 22). In einem dritten Leserbrief Albrecht Fickels forderte dieser die Redaktion dazu auf, von einem „übertriebenen und unnormal verstärkten ‚Pro-Semitismus‘“ abzusehen – und handelte sich damit eine scharfe Zurechtweisung der Redaktion ein. Angesichts sechs Millionen ermordeter Juden sei der „Versuch einer Würdigung“ nur legitim. Die durch Fickel eingeforderte „übertriebene Sachlichkeit“ zeuge vielmehr „von einer großen Ahnungslosigkeit“ seinerseits. Ebd.

27 Brief Pablo Steins an die Schulleitung des Ratsgymnasiums Wolfsburg, abgedruckt in: *diagonale*, Nr. 18 (April 1961) (StadtA WOB, Druckschriftensammlung 19.02.01).

28 Brief Paul Butlers, abgedruckt in: *diagonale*, Nr. 19 (September 1961) (StadtA WOB, Druckschriftensammlung 19.02.01).

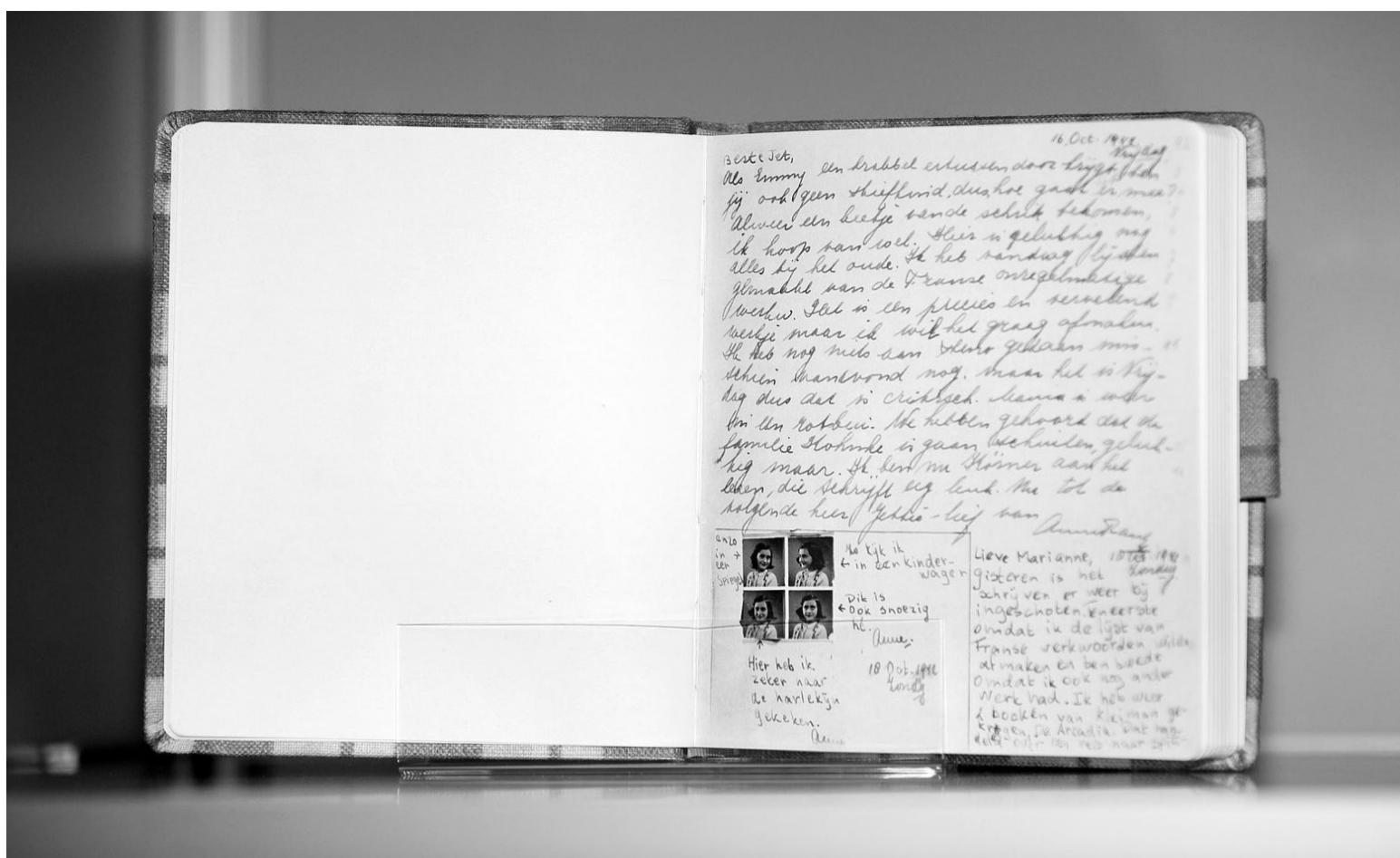
29 LBI, Margo Wolff Collection, 1904–1990, AR 1470/MF 482, Box 3, Folder 29, Margo Wolff, Margo Wolff, Diary 1960, September 1, online abrufbar unter http://www.archive.org/stream/margowolff_09_reel09#page/n97/mode/1up.

30 *diagonale*, Nr. 18 (wie Anm. 27). Die Herausgeber vermerken, auch der zweite Artikel sei am 2. September 1960 im *Aufbau* erschienen, was aber nachweislich nicht korrekt ist. Wo und wann der Artikel tatsächlich abgedruckt wurde, konnte nicht nachvollzogen werden.

31 Margo H. Wolff, „Was gehen uns die Juden an?“ In: ebd.

32 LBI, Margo Wolff Collection, 1904–1990, AR 1470/MF 482, Box 3, Folder 29, Margo Wolff, Margo Wolff, Diary 1961, May 6, online abrufbar unter http://www.archive.org/stream/margowolff_09_reel09#page/n226/mode/1up. In diesem Falle erhielt sie einen Brief der *diagonale*-Redaktion und schickte selbst einen an Dr. Bußmann, den Direktor des Ratsgymnasiums.

33 LBI, Margo Wolff Collection, 1904–1990, AR 1470/MF 482, Box 1: Correspondence, Clippings, 1947–1990, Folder 5: Correspondence (1962–1965), Brief Friedrich-Wilhelm Bußmanns an Margo Wolff vom 6. Mai 1964, online abrufbar unter http://www.archive.org/stream/margowolff_01_reel01#page/n622/mode/1up.

Oben: Ausstellungsplakat *Deine Anne*

Links: Faksimile des Tagebuchs, Copyright Anne Frank Zentrum, Foto: Mandy Kloetzer

Ein Tag in Wolfsburg, 27. Januar 2017

VON STEFAN M. SCHÜTTLER

Eine heitere Geburtstagsrunde von Familienvätern. Man erzählt Belangloses und wartet auf Mitternacht, um dem dann schlagartig älter werdenden Gastgeber reihum schulterklopfend zu gratulieren. Spröde Witze, technische Themen und ein Schwelgen in Jugenderinnerungen – nichts ist ernst an diesem bierseligen Abend.

Noch vor der Geisterstunde erzählt jemand neben mir im Stillen einen „Judenwitz“. Das damit verbundene Flüstern und Spiel hinter vorgehaltener Hand wecken die Neugierde auch der anderen in der Tischrunde, Gespräche versiegen, es wird ruhig im Raum. „Worum geht's?“, fragende Gesichter. „Da wird gerade ein Judenwitz erzählt“, schreie ich sie an, perplex von der bislang verborgenen Seite der Gesellschaft, in der ich mich befinde. Selbst erschrocken von der Lautstärke meiner Äußerung, starre ich entgeistert jeden Einzelnen an – keine Reaktion. Der „Witz“ verhallt in meinen Ohren, unsäglich dumm, sofort verhaftet in meinem Gedächtnis. Niemand sagt etwas, nur ein heiseres Lachen desjenigen, der von Anfang an zugehört hat. Mir schnürt es die Kehle zu. Denkt keiner, was ich denke?

Wenn ich an Anne denke, sehe ich ein junges Mädchen mit wehenden schwarzen Haaren vor mir, die lächelnd auf einem Fahrrad an mir vorbeifährt. Es ist die Art von Unbekümmertheit und Lebensfreude, wie sie nur Kinder besitzen. Aber Anne konnte nicht einfach Kind sein. Das Bild wendet sich, ihr Fahrrad verschwindet, die Straße löst sich auf; Anne steht im leeren Raum, lacht nicht und sieht mich mit offenen Augen regungslos an. Ist viel erforderlich, dass Nachbarn unsere Söhne und Töchter morden?

Mein Tischnachbar fühlt sich herausgefordert, einen weiteren „Judenwitz“ zu erzählen. Ich höre meine Stimme rufen: „Wisst ihr, was am 27. Januar 1945 passiert ist?“ Ich schaue in alle erreichbaren Augen, unterdessen wird der „Witz“ weiter erzählt, aber ich lasse niemandem Zeit zu antworten. „Auschwitz wurde

befreit!“ Totenstille. „Und wisst ihr, wie viele Menschen, mehr tot als lebendig, befreit wurden? 7.500!“ Ich höre das Knarzen der Stühle, sehe die starren Minen, spüre die untereinander ausgetauschten flüchtigen Blicke, es rumort. „Na toll, jetzt ist die Stimmung echt kaputt!“ – „Stimmt, aber das alles ist ja auch schon lange her, mehr als siebzig Jahre“, entgegne ich sarkastisch. Mir ist ganz warm geworden.

Wir sind überzeugt, dass Vernunft und Wissen mit ethischem Handeln korrelieren – trotz besseren Wissens, angesichts der Barbareien, die das Gewissen der Menschheit mit Empörung erfüllen. Wir müssen erkennen, dass es keine Immunisierung gegen Rassismus gibt, sondern es Mut in guter Absicht, Courage erfordert, diesem Antihumanismus mit trotziger Empörung zu begegnen, weil Achtung und Anerkennung Werte sind, die unser Leben, das Leben unserer Familien und die Leben unserer Nachbarn schützen.

Heute weiß ich, dass sich Courage warm anfühlt. Sie verleiht zwar keine unmittelbare Zufriedenheit, ein Einschreiten wie bei der Geburtstagsrunde sorgt für einen gewissen exklusiven Status am Tisch, aber Achtung vor sich selbst.

Ich bin froh, dass Anne Frank im April und Mai 2017 über eine Wanderausstellung in Wolfsburg präsent sein wird und wirklich stolz auf die jungen Menschen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, ihren Mitbürgern Annes Leben näherzubringen. Viele der Jugendlichen haben Annes Spuren bereits in Amsterdam, Westerbork und Bergen-Belsen erforscht und stellen sich mutig einem dunklen Thema, auf das jede Generation neu Antworten finden muss – damit unsere Nachbarn nicht zu Mördern unserer Kinder werden. Das ist wahre Courage und Engagement von Söhnen und Töchtern für alle Nachbarn dieser Stadt.

Stefan M. Schüttler unterrichtet Deutsch, Werte und Normen und Philosophie am Phoenix Gymnasium Wolfsburg-Vorsfelde

„Deine Anne. Ein Mädchen schreibt Geschichte“

Die Wanderausstellung des Anne Frank Zentrums macht in
Wolfsburg Station

VON ALEXANDER KRAUS

„Für mich ist allerdings in diesem scheinbar unbedeutenden Tagebuch eines Kindes, in diesem Stammeln einer Kinderstimme, ‚de profundis‘ alle Abscheulichkeit des Faschismus verkörpert, mehr als in allen Akten der Nürnberger Prozesse zusammen. [...] Das dieses Mädchen geraubt und getötet werden konnte, ist für mich der Beweis, dass wir den Kampf gegen das Tier im Menschen verloren haben“, schrieb der marxistische Historiker Jan Romein in der Tageszeitung *Het Parool* über die Bedeutung des Tagebuchs des jüdischen Mädchens Anne Frank. Hatte sich Otto Frank, der einzige Überlebende der Familie, in den Monaten zuvor noch erfolglos auf die Suche nach einem Verleger für das von ihm behutsam redigierte und um allzu private Passagen gekürzte Tagebuch seiner Tochter Anne begeben, so generierten die Worte Romeins eine Aufmerksamkeit, die eine Publikation bereits im folgenden Jahr möglich werden ließ.¹ Dies war der Beginn einer Rezeptionsgeschichte, die ihresgleichen sucht. „Es gibt kein Opfer der NS-Verbrechen, dessen Name weltweit ein derartiges Ansehen erreichte wie der von Anne Frank“, schreibt denn auch der niederländische Medienhistoriker Frank van Vree und führt auf: Das in annähernd siebzig Sprachen übersetzte Tagebuch, das von Anne in den Jahren von 1942 bis 1944 in einem Versteck in einem Amsterdamer Hinterhaus verfasst und bereits damals für eine Publikation vorgesehen und überarbeitet wurde, zählt „[m]it einer Auflage von über dreißig Millionen Exemplaren [...] zu den meistverkauften Büchern weltweit.“² Zahlreiche Verfilmungen und Adaptionen für das Theater, nicht zuletzt seine Ikonisierung am Broadway und in Hollywood, sorgten für eine weltumspannende Rezeption und machten es zu einem globalen Erinnerungsort. Die seit dem 25. April und noch bis zum 26. Mai 2017 in der Integrierten Gesamtschule Leonardo da Vinci in Wolfsburg präsentierte Ausstellung *Deine Anne. Ein*

Mädchen schreibt Geschichte, die durch das Berliner Anne Frank Zentrum erarbeitet wurde und seit 2012 durch ganz Deutschland wandert, erzählt die Lebensgeschichte Anne Franks auf großformatigen Bildflächen: von ihren frühen Kinderjahren in Frankfurt am Main über die glücklich verbrachte Kindheit im Amsterdamer Exil, den folgenden schweren Jahren im Versteck in der Prinsengracht 263 bis hin zu ihrer Verhaftung und der anschließenden Deportation in die Lager Westerbork, Auschwitz und Bergen-Belsen, wo sie völlig entkräftet im Frühjahr des Jahres 1945 starb.

„Jugendliche begleiten Jugendliche“

Es ist Teil des Konzepts der Wanderausstellung, dass jugendliche Peer Guides Gleichaltrige durch den kommunikativ angelegten Lernort begleiten und zu Gesprächen anregen. Knapp dreißig Wolfsburger Schülerinnen und Schüler waren dafür bereits im letzten Herbst für vier Tage in Amsterdam, wo sie unter anderem das *Anne Frank Haus*, das *Jüdische Museum* und die Synagoge besuchten, sowie auf der Rückreise in Westerbork und Bergen-Belsen Station machten. Ein Teil von ihnen wurde kurz vor der Ausstellungseröffnung durch das *Anne Frank Zentrum* in einem zweitägigen Trainingsseminar inhaltlich geschult und für die Vermittlungsarbeit zu Peer Guides ausgebildet. Ein Engagement, das nicht genug gewürdigt werden kann.

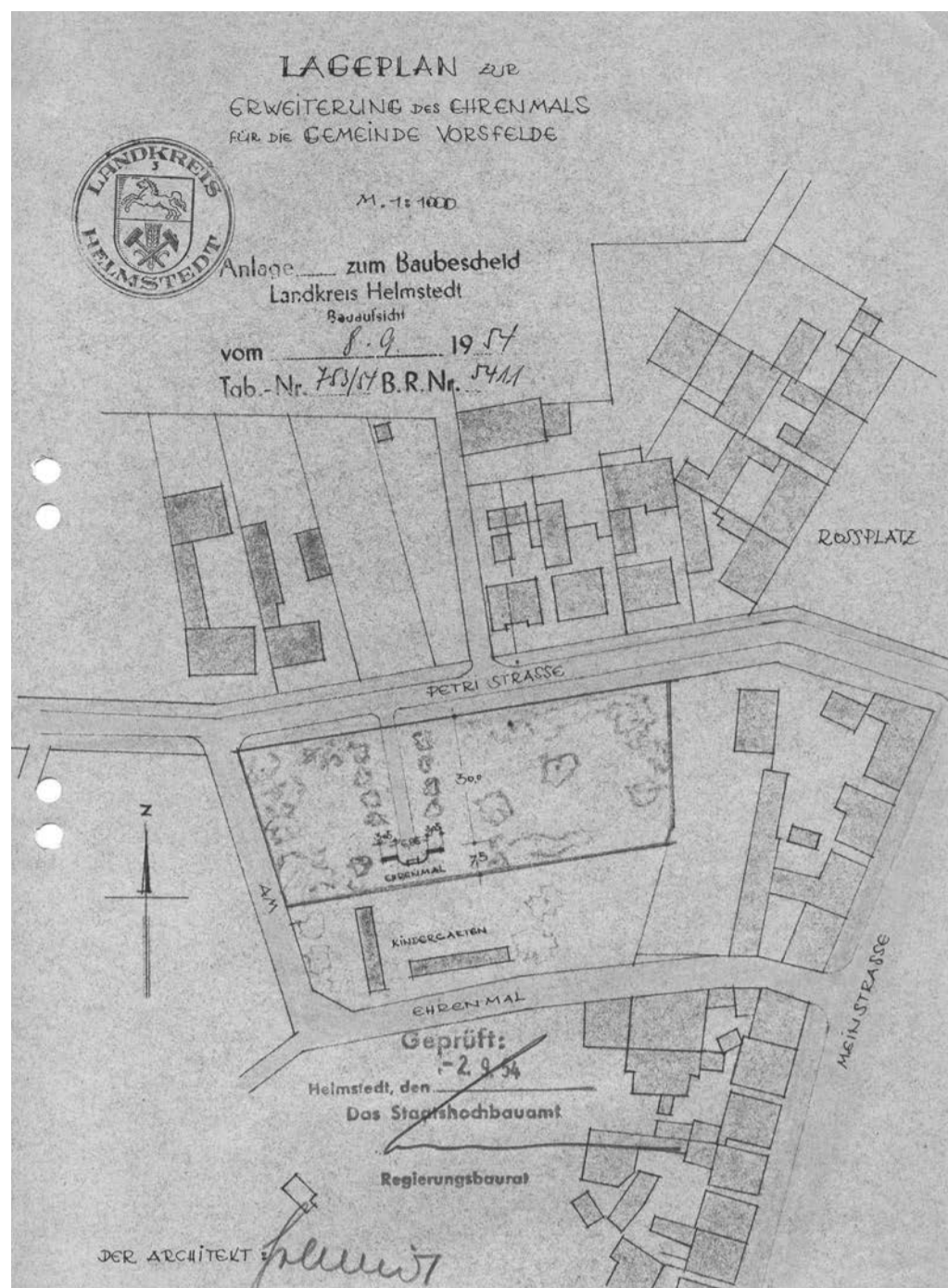
1 Jan Romein, „Kinderstem“, in: *Het Parool* vom 3. April 1946, nachgedruckt in: Gerald van der Stroom (Hg.), *De vele gezichten van Anne Frank, Visies op een fenomeen*. Amsterdam u.a. 2003, zitiert nach: Frank van Vree, „Anne Frank“, in: Pim den Boer/Heinz Duchhardt/Georg Kreis/Wolfgang Schmale (Hg.), *Europäische Erinnerungsorte*, 3 Bände. Band 2: *Das Haus Europa*. München 2012, S. 345–352, hier S. 348.

2 Dazu auch Christine Gundermann, *Die versöhnten Bürger. Der Zweite Weltkrieg in deutsch-niederländischen Begegnungen 1945–2000*. Münster/New York 2014, S. 317.

3 van Free, *Anne Frank* (wie Anm. 1), S. 345.

Gerade die frühen Nachkriegsjahre bis 1924 waren der Historikerin Sabine Behrenbeck zufolge von einer wahren Denkmalsflut geprägt. Es existierten sogar ganze Kataloge, aus denen die unterschiedlichsten Varianten von schlichten steinernen Ehrenmalen bis hin zu detaillierten Figurendarstellungen ausgewählt werden konnten. Diese steinerne Form der Erinnerungskultur dauerte letztlich bis in die 1930er Jahre an.¹ Besonders ländliche Orte und Gemeinden gaben in dieser Zeit ihrer kollektiven Trauer über die im Krieg Gefallenen in Form eines Denkmals Ausdruck.² Da das Denkmal auf dem Vorsfelder Ehrenfriedhof erst am 14. Juni 1925 eingeweiht wurde, könnte es als ein Nachzügler dieser ersten großen Welle an Ehrenmalen gedeutet werden. Doch reicht seine Geschichte bis in das Jahr 1921 zurück, in dem es durch den damaligen Bürgermeister Wilhelm Schulze initiiert wurde.⁴ Allerdings mussten die Planungen bereits im Oktober 1922 infolge der anhaltenden Inflation und der damit verbundenen radikalen Geldentwertung eingestellt werden, die auch die über einen Zeitraum von etwas mehr als einem Jahr gesammelten Spenden der Privatpersonen und Vereine zunichtemachte.⁵ Ein Blick in die Forschungsliteratur zeigt: Vorsfelde war kein Einzelfall, ist doch gleiches beispielsweise auch für den Düsseldorfer Stadtteil Gerresheim nachzuweisen. Auch hier verhinderte die massive Entwertung der gesammelten Gelder zunächst den geplanten Denkmalsbau.⁶ Neben diesem am Tag der Grundsteinlegung des Vorsfelder Ehrenmals am 6. Mai 1925 durch den *Boten* angeführten Grund scheint – dies legt die Untersuchung früherer Quellen nahe – noch eine weitere Ursache für die Verzögerung ausschlaggebend gewesen zu sein:

Die eigens zur Betreuung und Durchführung des Projekts eingesetzte Denkmalskommission zog in ihren Überlegungen bereits früh den Ehrenfriedhof als Aufstellungsort in Betracht und verhandelte entsprechend mit der Kirche.⁷ Doch trotz eines ausgehandelten Vertrags blieb die Realisierung aus. Ganz offenbar stießen sich die Verantwortlichen an Paragraph 4, der am 27. Juli 1922 im *Boten* abgedruckt wurde: „Nach dem Vertrag überlässt die Kirche der Gemeinde den Friedhof kostenlos, behält sich jedoch das Eigentums- und Aufsichtsrecht vor.“⁸ Ein Passus, der von der Denkmalkommission als untragbar erachtet wurde. Weitere Verhandlungen wurden durch den Kirchengemeinderat gänzlich abgeblockt, der offenbar auf die Durchführung des Vereinbarten bestand, sodass im Oktober desselben Jahres die Bürger die ernüchternde Nachricht von der Aufgabe des „schöne[n] Projekt[s]“ erreichte.⁹ Für knapp ein Jahr verschwand die Denkmalsfrage daraufhin aus dem öffentlichen Diskurs. Erst am 30. Juli 1923, anlässlich der Vorbereitung der Fünfzigjahrfeier des *Krieger- und Landwehrvereins Vorsfeldes*, sollte das Thema erneut Rückenwind bekommen.¹⁰ Trotz Lebensmittelknappheit und einer angespannten wirtschaftlichen Lage hielten die Bewohner Vorsfeldes an dem Bauvorhaben fest. Dennoch verging abermals ein Jahr, bis Bürgermeister Schulze einen neu aufgesetzten Vertrag zwischen Kirche und Gemeinde auszuhandeln wusste. Dieser wurde nun tatsächlich von beiden Seiten gebilligt,¹¹ sodass das Denkmal letztlich doch noch seinen Platz auf dem Ehrenfriedhof finden sollte. Erneut durch Spenden aus der Gemeinde finanziert,¹² einigte sich die Denkmalskommission schließlich auf eine günstige, klassizistische



Technische Zeichnung des Architekten Willi Schmidt vom 8. September 1954 für den Ausbau des Ehrenmals, StadtA WOB, HA 10150.

Instrumentalisierung der Gedenkkultur

Wie rechtskonservative Kräfte sich anhand des Vorsfelder Ehrenmals die Trauer zu Nutzen machten

VON MAIK ULLMANN

Denkmalsform¹³ nach einem Entwurf des Harzer Architekten Professor Carl Mühlenpfordt, der zu dieser Zeit an der *Technischen Universität* in Braunschweig lehrte.¹⁴ Realisiert wurde dessen Konzept schließlich durch den Vorsfelder Bildhauer Martin Voll. Das mittig auf dem Ehrenfriedhof platzierte Denkmal ist überwiegend schmucklos gehalten: Lediglich die beiden Säulen, die den Hauptteil samt Inschrift des Ehrenmals umrahmen, sind mit einer Zierleiste aus plastischen Ovalen (in der Fachsprache „Eierstab“ genannt) verziert. An diese schließen links und rechts zwei geschwungene Mauerteile an, an denen jeweils auf zwei steinernen Tafeln die Namen der Gefallenen Vorsfeldes nach ihrem Sterbedatum aufgelistet sind.

Steinerne Sinnggebung

Mit dem Denkmal sollte dem Kriegstod der Mitbürger ein Sinn verliehen werden. In diesem konsequenten Handeln manifestiert sich der Zeitgeist der letzten Periode der Weimarer Republik, in der sich ein Rechtsruck innerhalb der bürgerlichen Mitte Bahn brach, der schließlich zur Wahl Paul von Hindenburgs zum Reichspräsidenten führte. Diese brachte zugleich die weiterhin vorhandene Verbundenheit zu monarchisch-nationalen Strukturen zum Ausdruck.¹⁵ Die Zeit nach dem Ende des Ersten Weltkrieges war von konkurrierenden

Geschichtsbildern geprägt. Dabei traten immer wieder Vereine und insbesondere solche, deren Agieren durch revanchistisches und rechts-konservatives Denken geleitet war, als maßgebliche Akteure auf, die die Bevölkerung zu beeinflussen wussten. Die in den Vereinen Aktiven nutzten den durch die äußersten Rechten als „Diktats-“ und „Schandfrieden“ abgelehnten Versailler Vertrag und die schwache Wirtschaftslage, um die bürgerliche Mittelschicht für ihre ideologischen Grundsätze zu gewinnen. Gezielt verbreitete Kriegsmythen wie etwa die „Dolchstoßlegende“ oder das mythisch verklärte „Augusterlebnis“ wurden instrumentalisiert, um innerhalb der Bevölkerung eine nationalkonservative Mentalität zu formen.¹⁶ Auch die identitätsstiftenden Kriegerdenkmale fügten sich in dieses Muster. Rechtskonservative Kreise instrumentalisierten anhand ihrer verlorengegangene Tugenden wie auch die Heroisierung des Soldatentods für ihre rechtspropagandistische Partei- und Vereinsarbeit.¹⁷

Der Bund der Frontsoldaten, auch *Stahlhelm* genannt, war in dieser Phase eine der treibenden Kräfte. Auch in Vorsfelde bildete sich am 4. November 1923 eine entsprechende Ortsgruppe. Es war eben jener republikfeindliche Verein, der sich neben dem Gedenken an die Gründung des Deutschen Kaiserreichs¹⁸ auch für den Bau des Denkmals engagierte. Der eigentlich als überparteilich geltende Verein, der lokal eine Einheit mit den übrigen

nationalistischen Kräften bildete,¹⁹ war darüber hinaus im Frühjahr 1925 in Vorsfelde mit Flugblättern und Plakaten für die Wahl Paul von Hindenburgs zum Reichspräsidenten.²⁰ Ebendieser nahm bereits ein Jahr zuvor, am 24. April 1924, den Ehrenvorsitz des Kriegervereins an, nachdem er für die Fahnenweihe der Ortsgruppe Heßlingen mehrere Tage auf der Wolfsburg weilte.²¹ Die innerhalb der Bevölkerung verbreitete Sehnsucht nach dem Kaiserreich, mit dessen Untergang auch die damals geltenden Tugenden verloren zu gehen schienen,²² fand schließlich in der Inschrift des Ehrenmals ihren Ausdruck, die zugleich auch von Hindenburgs Wahlspruch war: „Die Treue ist das Mark der Ehre.“ Der aus Friedrich Schlegels Gedicht „Gelübde“ aus dem Jahr 1809 entnommene Vers wurde damals noch im gleichen Jahr in Preußen verboten.²³ Im Zeitgeist der frühen 1920er Jahre betonte der Vers die vermeintliche bedingungslose Vaterlandstreue der deutschen Frontsoldaten, die die Verteidigung nationalistischer Werte über das Wohl ihrer eigenen Person stellten.

Das Vorsfelder Ehrenmal erinnert allerdings nicht ausschließlich an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges. Im Frühjahr 1953 wurden Stimmen innerhalb der Gemeinde laut, die eine Erweiterung des Denkmals zu Ehren der Gefallenen des Zweiten Weltkrieges forderten²⁴ – in der Bundesrepublik keine Seltenheit, wurden doch zahlreiche Denkmäler des Ersten Weltkrieges nach 1945 entsprechend ergänzt.²⁵ Von einer euphorischen Denkmalswut, wie es sie noch 20 Jahre zuvor gegeben hatte, konnte nun aber nicht mehr die Rede sein – was sich auch ganz praktisch zeigen sollte. Denn zunächst fanden die Verantwortlichen weder einen Architekten noch einen Bildhauer, der sich für die geplante Erweiterung gewinnen ließe. Aufgrund des eng gesteckten Zeitrahmens sagten zunächst sowohl die angefragten Vorsfelder Architekten Willi Schmidt und Rolf Nolting als auch der Bildhauer Martin Voll ab, der bereits das erste Denkmal realisierte.²⁶ Professor Johan Daniel Thulesius, damals Architekt und Hochschullehrer an der *TU Braunschweig*, riet der Gemeinde auf Nachfrage, „das jetzt bestehende Ehrenmal abzureißen“.²⁷ Die Kosten-Nutzen-Rechnung einer Umgestaltung sei nicht rational, da der momentane „Zustand durch Erweiterungen nicht behoben werden“ könne. Die Entwürfe zur Wettbewerbsausschreibung dokumentieren die vorherrschende Uneinigkeit, wie bezüglich des Denkmals verfahren werden sollte. Ging die Planung im ersten Entwurf der Umgestaltung noch vom „vorhandene[n] Ehrenmal“ aus, das „durch zwei seitliche Anbauten von 2,50 Metern Länge erweitert“ werden sollte,²⁸ hieß es einleitend im zweiten, das „vorhandene Ehrenmal wird nicht verändert“.²⁹ Ebenso kursierte die Idee, von einer namentlichen Aufführung der Gefallenen abzusehen und lediglich auf die landsmannschaftliche Zugehörigkeit zu verweisen.³⁰ Letztlich entschied sich die Gemeinde für einen Anbau sowie eine Aufzählung der Namen in alphabetischer Reihenfolge nach ihrem Todesjahr. Nachdem am 16. September 1954 die Genehmigung für eine Umgestaltung durch die Bauaufsicht des Landkreises Helmstedt eintraf, mit Willi Schmidt ein Architekt gefunden und die Erweiterungsarbeiten dem Vorsfelder Steinmetz Wilhelm Kögler übertragen worden waren, konnte der Umbau beginnen.³¹ An den Flügelnenden wurden aus Sandstein gefertigte Pfeiler und Mauerwerk sowie zusätzliche Tafeln im Stile des Jahres



Einweihung des Kriegerdenkmals in Vorsfelde 1925, Sammlung Heinrich Eckerbrecht

1925 ergänzt.³² Strebte die Gemeinde auch eine Fertigstellung zum Volkstrauertag am 14. November 1954 an, so konnte dieser Termin doch nicht eingehalten werden.³³ Von einer eigenen Einweihungsfeier nach Fertigstellung der Arbeiten zum 6. Dezember desselben Jahres wurde offenbar abgesehen.³⁴

Im Zuge eines Schulprojekts des Vorsfelder *Phoenix-Gymnasiums* rückte das Kriegerdenkmal im Herbst 2014 wieder in den Blickpunkt der kommunalen Politik und der Einwohner Wolfsburgs: Da eine inhaltliche Nähe der Inschrift des Ehrenmals zum Leitspruch der SS – „Meine Ehre heißt Treue“ – nicht zu verkennen sei, beide nationalistische Tugenden verherrlichen, forderten die Schüler eine Umgestaltung des Denkmals.³⁵ Diskutiert wurden verschiedene Formen der Neugestaltung – von erläuternden Tafeln über ein Gegendenkmal bis hin zur Nutzung des Ehrenmals als außerschulischem Lernort. Scheint es auch so, als wären die Kriegerdenkmale aus dem Alltag gänzlich verschwunden, so zeigte sich nicht zuletzt anhand des regen Pressechos, von welcher Bedeutung ein kritischer Umgang mit der Erinnerungskultur früherer Generationen sein kann.

Maik Ullmann studiert Geschichte und Erziehungswissenschaften an der TU Braunschweig und ist freier Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation.

1 Susanne Brandt, „Denkmalpolitik und Grabmalkunst 1919–1924“, in: Gertrude Cepl-Kaufmann/Gerd Krumeich/Ulla Sommers (Hg.), *Krieg und Utopie. Kunst, Literatur und Politik im Rheinland nach dem Ersten Weltkrieg*. Essen 2006, S. 389–393, hier S. 389.

2 Sabine Behrenbeck, „Zwischen Trauer und Heroisierung. Vom Umgang mit Kriegstod und Niederlage nach 1918“, in: Jörg Duppler/Gerhard P. Groß (Hg.), *Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung*. München 1999, S. 315–339, hier S. 323f.; „Denkmalschmuck auf dem Lande“, in: *Der Bote* vom 22. November 1921.

3 „Weihe des Ehrenmals“, in: *Der Bote* vom 18. Juni 1925.

4 Hier und im Folgenden „Grundsteinlegung des Ehrenmals“, in: *Der Bote* vom 12. Mai 1925.

5 „Gemeinderatssitzung“, in: *Der Bote* vom 5. und 26. November 1921; „Grundsteinlegung des Ehrenmals“, in: *Der Bote* vom 12. Mai 1925.

6 Brandt, *Denkmalpolitik und Grabmalkunst 1919–1924* (wie Anm. 1), S. 392.

7 „Denkmalskommission“, in: *Der Bote* vom 25. März 1922.

8 „Ehrenfriedhofsangelegenheit“, in: *Der Bote* vom 27. Juli 1922.

9 „Sitzung der Denkmalskommission“, in: *Der Bote* vom 21. Oktober 1922.

10 „Der Krieger- und Landwehrverein“, in: *Der Bote* vom 2. August 1923.

11 „Eine Versammlung der Denkmalskommission“, in: *Der Bote* vom 11. September 1924.

12 „Gemeinderatssitzung“, in: *Der Bote* vom 21. Juni 1924; „Denkmalsfond“, in: *Der Bote* vom 7. August 1924.

13 Meinhold Lurz, *Kriegerdenkmäler in Deutschland*. Bd. 4: Weimarer Republik. Heidelberg 1985, S. 146.

14 „Eine Versammlung der Denkmalskommission“, in: *Der Bote* vom 11. September 1924.

15 Benjamin Ziemann, „Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in den Milieukulturen

der Weimarer Republik“, in: Thomas F. Schneider (Hg.), *Kriegserlebnis und Legendenbildung. Das Bild des „modernen“ Krieges in Literatur, Theater, Photographie und Film*. Bd. 1: Vor dem Ersten Weltkrieg. Osnabrück 1999, S. 249–270 hier S. 252; Matthias Brodtmann, *Geschichte Vorsfeldes*. Bd. 2: Der Wandel des Ortes im 20. Jahrhundert. Wolfsburg 1995, S. 50 und S. 35.

16 Behrenbeck, *Zwischen Trauer und Heroisierung* (wie Anm. 2), S. 318.

17 Ebd., S. 316f.; „Einweihung des Ehrenmals“, in: *Der Bote* vom 13. Juni 1925.

18 „Stahlhelm“, in: *Der Bote* vom 22. Januar 1924; „Graf Luckner kommt!“ In: *Der Bote* vom 13. Mai 1924.

19 Christian Saehrendt, *Der Stellungskrieg der Denkmäler. Kriegerdenkmäler im Berlin der Zwischenkriegszeit (1919–1939)*. Bonn 2004, S. 158.

20 „Der Wahltag“, in: *Der Bote* vom 30. April 1925.

21 „Hindenburg ist Ehrenvorsitzender des Stahlhelms“, in: *Der Bote* vom 26. April 1924; „Wolfsburg, 24. April. Fahnenweihe“, in: *Der Bote* vom 26. April 1924.

22 Behrenbeck, *Zwischen Trauer und Heroisierung* (wie Anm. 2), S. 321.

23 Karen Hagemann, „Die Trauer ruft uns allen.“ (Selbst-)Entwürfe von Patriotismus und Männlichkeit ‚politischer Romantiker‘ zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Österreichs, 1809 und 1813–15“, in: Christian Aspalter/Wolfgang Müller-Funk/Edith Saurer/Wendelin Schmid-Dengler/Anton Tantner (Hg.), *Paradoxien der Romantik. Kultur und Wissenschaft in Wien im frühen 19. Jahrhundert*. Wien 2006, S. 123–147, hier S. 124.

24 StadtA Wob, HA 10150 (*2013), Auszug aus der Gemeinderatssitzung des 6. Juli 1953.

25 Brandt, *Denkmalpolitik und Grabmalkunst 1919–1924* (wie Anm. 1), S. 389.

26 StadtA Wob, HA 10150 (*2013), Architekt Rolf Nolting, An die Gemeinde Vorsfelde, 23.

Juli 1953; Ebd., Architekt Willi Schmidt, An die Gemeinde Vorsfelde, 24. Juli 1953; Ebd., Der Gemeindedirektor an Bildhauer Martin Voll, 13. Oktober 1953.

27 Hier und im Folgenden StadtA Wob, HA 10150 (*2013), Vermerk des Gemeindedirektors vom 25. Mai 1954.

28 StadtA Wob, HA 10150 (*2013), Wettbewerb „Ehrenmal“ Vorsfelde, Kennnummer 567890.

29 StadtA Wob, HA 10150 (*2013), Wettbewerb „Ehrenmal“ Vorsfelde, Kennnummer 12345.

30 StadtA Wob, HA 10150 (*2013), Bekanntmachung Nr. 57/1954 vom 15. Oktober 1954.

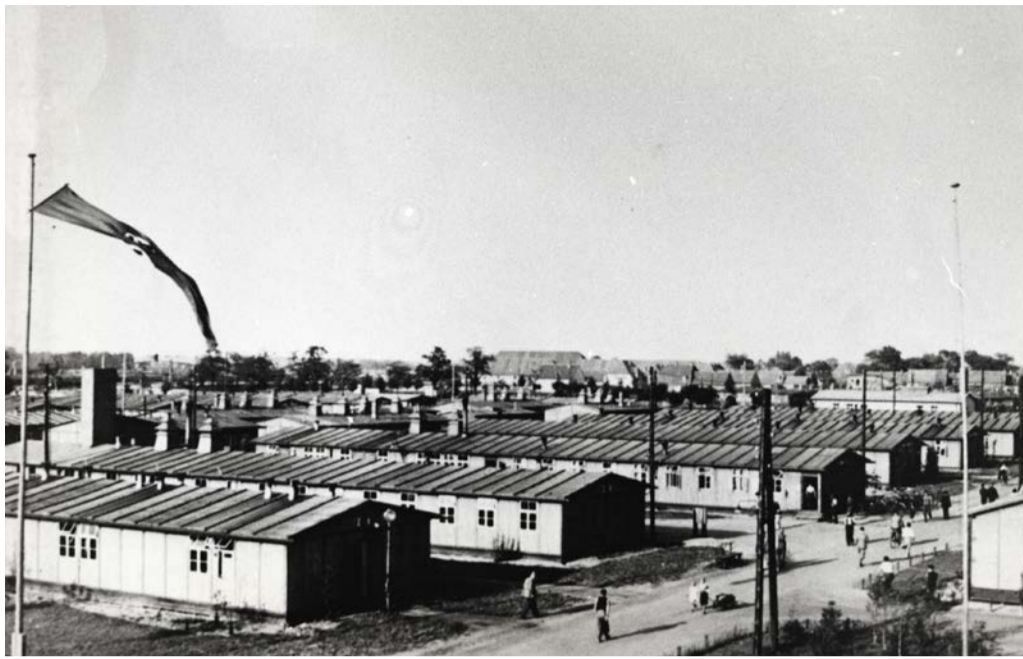
31 StadtA Wob, HA 10150 (*2013), Der Gemeindedirektor über die Genehmigung für die Baugestaltung des Ehrenmals, 16. September 1954; ebd., Willi Schmidt über die Baubeschreibung zur Erweiterung des Ehrenmals, 28. Juli 1954; ebd., Das Bauamt an Steinmetzmeister Wilhelm Kögler, 5. Oktober 1954.

32 StadtA Wob, HA 10150 (*2013), Architekt Willi Schmidt, Baubeschreibung zur Erweiterung des Ehrenmals, 28. Juli 1954.

33 StadtA Wob, HA 10150 (*2013), Kostenanschlag für die Gemeinde Vorsfelde.

34 StadtA Wob, HA 10150 (*2013), Der Gemeindedirektor über den Erweiterungsbau des Ehrenmals, 9. Dezember 1954.

35 Pilotprojekt und Konzept zum Antrag 12/13 der SPD-Fraktion im Rat der Stadt Wolfsburg „Ehrenmale und Kriegerdenkmäler an die heutige Gedenkkultur“ vom 26. Mai 2016; Marcel Glaser, „Undemokratische Heldenverehrung oder mahnendes Gedenken gegen den Krieg? Über den gegenwertigen Umgang mit Kriegerdenkmälern am Beispiel des Ehrenmals in Vorsfelde vom 9. Oktober 2014“, online abrufbar unter www.wolfsburg.de/~media/wolfsburg/statistik_daten_fakten/izs/vorsfelde_bericht.pdf?la=de-DE [6.3.2017].



Blick in das Gemeinschaftslager 1941. Zu diesem Zeitpunkt verfügte das Lager über eine Aufnahmekapazität von etwa 10.000 Personen, Foto: H. Rolke



Alltag und Barackenidylle. Die großzügige Ausgestaltung des Lagers mit Blumen, Sträuchern und Bäumen sollte den monotonen Eindruck der Barackenlandschaft auflösen, StadtA WOB



Die Cianetti-Halle war der kulturelle Mittelpunkt der „Stadt des KdF-Wagens“ und dominierte dank ihrer alles überragenden Größe den städtischen Raum. Am 7. Mai 1945 brannte sie vollkommen aus, StadtA WOB, GP-HEI_0284



Im Gemeinschaftslager befanden sich bis zum Kriegsende zentrale städtische Einrichtungen. Die Fotografie zeigt die am Schachtweg gelegenen Baracken der Stadtverwaltung, StadtA WOB, GP-HEI_0274

Das „Vorbildlager ganz Deutschlands“

Das Gemeinschaftslager des Volkswagenwerks in der „Stadt des KdF-Wagens“

VON MARCEL GLASER

Der erste Eindruck zählt. Doch wer zwischen 1938 und 1945 den Bahnhof Rothenfelde-Wolfsburg verließ, um die im Entstehen begriffene „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ aufzusuchen, konnte dem Erscheinungsbild der als „nationalsozialistische Musterstadt“ angepriesenen Siedlung wahrscheinlich nur wenig Positives abgewinnen. „[I]m Übrigen sah man viele Baracken“, erinnerte sich beispielsweise der spätere Wolfsburger Stadtrat Kurt Hofer an seinen ersten Besuch im November 1942.¹ Sein Blick richtete sich auf das Gemeinschaftslager des Volkswagenwerkes direkt gegenüber des Bahnhofs südlich des Mittellandkanals, das den Kern der Barackenstadt bildete.

Denn mit der Gründung der Stadt 1938 und besonders nach der zu Kriegsbeginn erfolgten Eingliederung des Volkswagenwerkes in die Rüstungsproduktion des NS-Staates entstanden zahlreiche Barackenlager, in denen bis zum Ende des Krieges deutsche und italienische Bauarbeiter, aber auch Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge untergebracht waren. Die Baracken sollten das Erscheinungsbild der Gemeinde bis weit in die Nachkriegszeit prägen. „Die Geschichte der Stadt“, stellte der Historiker Günter Riederer entsprechend fest, „ist in der Frühzeit ihrer Entwicklung über weite Strecken die Geschichte ihrer Lager.“² Zeitgleich mit der städtebaulichen Sanierung des sogenannten Handwerkerviertels, das auf dem ehemaligen Gelände des Gemeinschaftslagers errichtet wurde, wird auch dessen Geschichte aufgearbeitet.

Denn die Geschichte des Gemeinschaftslagers steht sinnbildlich für die NS-Vergangenheit der Stadt. Mit seiner Errichtung wurde im März 1938 noch vor der offiziellen Stadtgründung am 1. Juli desselben Jahres begonnen. Geradezu prophetisch schrieb die *Aller-Zeitung* mit Baubeginn: „Das Barackengelände wird nach den beendeten Arbeiten einen Stadtteil für sich bilden.“³ Zunächst diente es der Unterbringung der beim Aufbau des Volkswagenwerkes sowie der Stadt eingesetzten deutschen Arbeiter. Bereits im September 1938 bezogen jedoch auch etwa 2.400 durch die Vermittlung der *Deutschen Arbeitsfront* angeworbene italienische Arbeitskräfte die Baracken. Schon bald war die Aufnahmekapazität des Lagers erschöpft. Zudem erfolgte der Wohnungsbau in der Stadt nur schleppend, weshalb das Gemeinschaftslager vergrößert und weitere Lager errichtet wurden. „Mit jedem Tag wächst die Barackenstadt“, kommentierte die *Aller-Zeitung* im Februar 1939 euphorisch.⁴ Im Oktober 1938 waren noch zwischen vier- und fünftausend Personen hier untergebracht. Im Jahr 1941 bot das Lager bereits etwa 10.000 Personen Platz. Allerdings wechselte die Belegungsstärke ständig und pendelte sich schließlich zwischen 8.000 und 9.000 Personen ein.⁵ Die nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges 1939 erfolgte Eingliederung des Werkes in die Rüstungsproduktion des „Dritten Reiches“ führte zu einem betrieblichen System der Zwangsarbeit. Bereits zwei Jahre nach Kriegsbeginn wurden circa 850 sowjetische Kriegsgefangene zum Arbeitseinsatz in die „Stadt des

KdF-Wagens“ deportiert. Im Jahr 1942 wurden sodann etwa 800 bis 1.000 französische Kriegsgefangene aus dem *Stalag Sandbostel* zum gleichen Zweck in die Stadt verbracht. Bis Mitte des Jahres 1943 mussten ihnen weitere 1.500 französische Zivilarbeiter sowie rund 300 Belgier und etwa 200 bis 300 niederländische Studenten und 1.000 italienische Militärinternierte folgen. Sie alle wurden zum Großteil im Gemeinschaftslager untergebracht, während die deutschen Arbeiter die provisorischen Barackenbauten sukzessive gegen steinerne „Musterwohnungen“ eintauschen konnten. Die Unterbringung der Zwangsarbeiter erfolgte nach rassistischen Kriterien. So waren im Gemeinschaftslager vor allem Angehörige befreundeter beziehungsweise rassistisch gleichwertiger Nationen wie Franzosen, Belgier oder Niederländer untergebracht, während die sogenannten Ostarbeiter im „Ostlager“ östlich der heutigen Porschestraße einquartiert wurden. Die Lebensverhältnisse dort waren deutlich schlechter als im Gemeinschaftslager. Es entwickelte sich im Laufe des Krieges zu einem „typischen Massenquartier für ausländische Zwangsarbeiter in der Rüstungsindustrie.“⁶ Am Schachtweg, der durch das Gemeinschaftslager führte, befand sich zudem ein Kinderheim für neugeborene Kinder polnischer und sowjetischer Zwangsarbeiter. Viele dieser Säuglinge starben durch unzureichende Pflege und Vernachlässigung. 1944 wurde es nach Rügen verlegt.⁷

Im Gemeinschaftslager waren aufgrund des gescheiterten Stadtaufbaus bis zum Ende des Krieges auch wichtige städtische und gesellschaftliche Institutionen untergebracht. So befanden sich bis Kriegsende sowohl die Baracken des Bürgermeisteramtes als auch weitere städtische Verwaltungseinrichtungen und Versorgungsanlagen dort. Die Tullio-Cianetti-Halle dominierte durch ihre alles überragende Größe die Stadt und bildete den kulturellen Mittelpunkt des städtischen Lebens. Hier fanden neben Propagandaveranstaltungen der NSDAP und ihrer Gliederungen auch Konzerte, Film- und Theateraufführungen, Kunstausstellungen, Tanzabende sowie Sportveranstaltungen statt. Zugleich waren im Lager die Post, die Freiwillige Feuerwehr, das Arbeitsamt und mehrere Banken, aber auch zahlreiche Organisationen der NSDAP untergebracht. Das Gemeinschaftslager bildete somit das eigentliche Zentrum der „Stadt des KdF-Wagens“ und wurde von der NS-Propaganda ganz im Sinne des „Musterstadt“-Gedankens beworben: Nichts weniger als das „Vorbildlager ganz Deutschlands“ glaubte die *Aller-Zeitung* hier errichtet.⁸ Weil mit dem Fortschritt des Krieges auch aus dem Lager eine Dauereinrichtung geworden und das Scheitern der sozialutopischen Versprechen der NS-Führung nicht mehr zu verbergen war, konstruierten die NS-Medien – neben der *Aller-Zeitung* vor allem *Die Neue Zeit* und die Publikationsorgane der DAF – für die Öffentlichkeit ein idealisiertes Bild einer Barackenidylle, das mit der Wirklichkeit nur wenig gemein hatte.

Schon bald nach dem Zusammenbruch des NS-Staates verschwand das Lager.

Zuvor wurden hier jedoch noch *Displaced Persons* und Vertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten untergebracht, ehe die in miserablen Zustand befindlichen Baracken abgerissen und das Areal in den 1950er Jahren durch die Errichtung von Wohnungsbauten vollständig überformt wurde.

Mehr als 20 Millionen Menschen mussten im Zweiten Weltkrieg für die Nationalsozialisten Zwangsarbeit leisten. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Gemeinschaftslagers zeigt deutlich, wie sehr Zwangsarbeit ein integraler Bestandteil der rassistischen Gesellschaftsordnung des Nationalsozialismus war. Die „positiven“ Seiten einer als erstrebenswert erachteten „Volksgemeinschaft“ und der massenhafte Zwangsarbeitseinsatz der aus dieser Gemeinschaft Ausgeschlossen gehörten untrennbar zusammen. Wenngleich vom Gemeinschaftslager keinerlei bauliche Relikte mehr überdauert haben, so kann anhand seiner Geschichte doch die einstige Allgegenwart und Sichtbarkeit der NS-Verbrechen im urbanen Raum verdeutlicht werden. Dafür werden im Rahmen eines Projekts des *Instituts für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation* mit QR-Codes versehene Informationstafeln aufgestellt, über die ausführliche Informationen zur Geschichte des Gemeinschaftslagers abgerufen werden können, um diesen „vergessenen“ Ort wieder präsent zu machen. Darüber hinaus wird die Geschichte des Gemeinschaftslagers in einer Publikation der Reihe „*Texte zur Geschichte Wolfsburgs*“ weiter aufgearbeitet werden. Es ist nicht nur ein zentraler Teil der Geschichte der „Stadt des KdF-Wagens“, vielmehr lassen sich hier die auf den ersten Blick so gegensätzlichen Begriffe von „Verführung und Gewalt“ zusammen denken.⁹ Nicht zuletzt kann die Auseinandersetzung mit dem Lager dazu beitragen zu verstehen, wie Verbrechen in einer Gesellschaft funktionieren. Damit stehen neben der Erinnerung an die Opfer der NS-Diktatur auch die Aufklärung über Führerkult und Volksgemeinschaft sowie die Integrations- und Herrschaftsmechanismen des Nationalsozialismus im Fokus des Forschungsprojekts.

Marcel Glaser, M.A., ist wissenschaftliche Hilfskraft und Lehrbeauftragter der Universität Kassel. In seinem *Dissertationsprojekt beschäftigt er sich mit der Biografie des Architekten Peter Koller (1907–1996). Seit 2015 ist er freier Mitarbeiter am IZS. Dort bearbeitet er aktuell das Forschungsprojekt zum Gemeinschaftslager des Volkswagenwerks.*

1 StadtA WOB, EB 1, Interview mit Kurt Hofer vom 19. Februar 1969, S. 4.

2 Günter Riederer, „Die Barackenstadt. Wolfsburg und seine Lager nach 1945“, in: Deutschland Archiv 2013, S. 107–118, hier S. 108.

3 „Eine Barackenstadt im Werden – Neues von den Aufbauarbeiten für die Volkswagenfabrik“, in: Aller-Zeitung vom 19. März 1938.

4 „Ueber der Erde und unter Wasser. Werk und Stadt des KdF-Wagens wie das Gemeinschaftslager wachsen täglich“, in: Aller-Zeitung vom 7. Februar 1939.

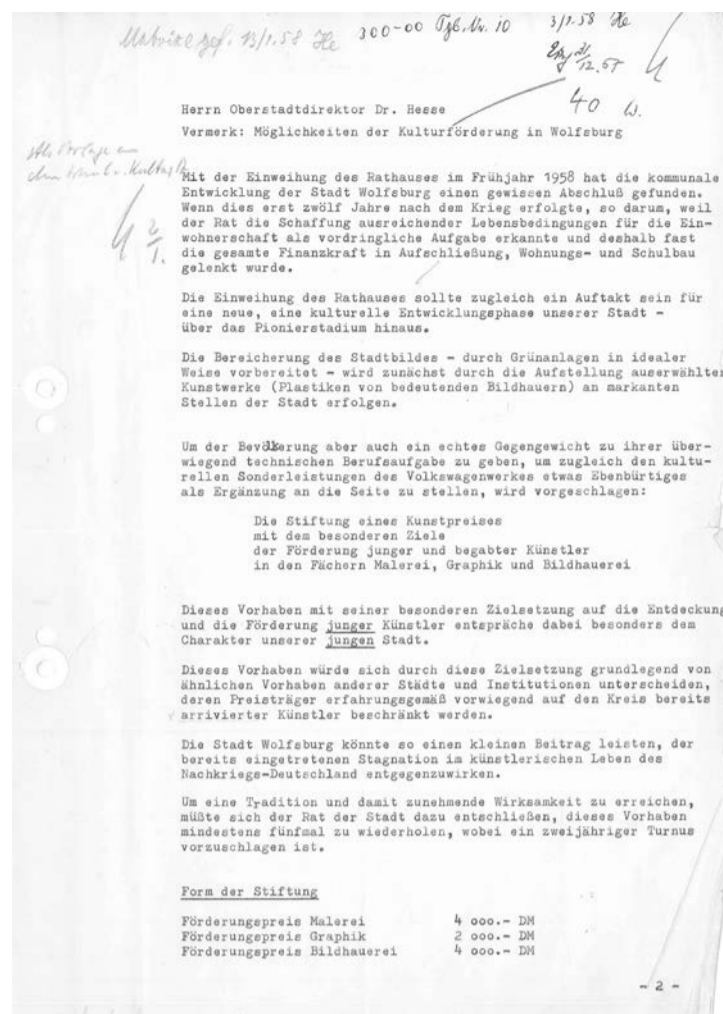
5 Hans Mommsen/Manfred Grieger, *Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich*. Düsseldorf 1996, S. 743.

6 Klaus Jörg Siegfried, *Das Leben der Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk 1939–1945*. Frankfurt am Main 1988, S. 91.

7 Siehe dazu Marcel Brüntrup, „Wilful Neglect. Der Kriegsverbrecherprozess in Helmstedt gegen die Verantwortlichen der ‚Ausländerkinder-Pflegestätte‘ des Volkswagenwerks“, in: Das Archiv. Zeitung für Wolfsburg Stadtgeschichte, Jg. 2 (Februar 2017), Nr. 4, S. 6f.

8 „Aus Eisen u. Beton wächst das Volkswagenwerk“, in: Aller-Zeitung vom 22. Oktober 1938.

9 Hans-Ulrich Thamer, *Verführung und Gewalt. Deutschland 1933–1945*. Berlin 1986.



StadtA WOB, HA 6120



StadtA WOB, HA 6120

AdM 2/2017

„Junge Stadt sieht Junge Kunst“ – wie Tradition entsteht

VON STEFFI CRAIN

„Um eine Tradition und damit zunehmende Wirksamkeit zu erreichen, müsste sich der Rat der Stadt dazu entschließen, dieses Vorhaben mindestens fünfmal zu wiederholen“, so Senator Dr. Uwe-Jens Nissen am 30. Dezember 1957 in seinem Vermerk zu den „Möglichkeiten der Kulturförderung in Wolfsburg“ an den Oberstadtdirektor Dr. Wolfgang Hesse – unserer Archivalie des Monats Februar. Damit sprach er ein wesentliches Manko der werdenden Stadt an: das Fehlen stadt-eigener Traditionen. Aber kann eine solche politisch geplant und gesteuert werden – und dies zudem im Bereich der Kunst?

Im besagten Schreiben schlägt Nissen die „Stiftung eines Kunstpreises mit dem besonderen Ziele der Förderung junger und begabter Künstler“ vor. Das Konzept hatte er zuvor gemeinsam mit einer Gruppe kulturinteressierter Wolfsburger erarbeitet. Die Preisvergabe „in den Fächern Malerei, Graphik und Bildhauerei“ sollte biennial erfolgen. Ein „junger Künstler“ durfte der Ausschreibung nach nicht älter als 45 Jahre sein. Festgehalten wurden Überlegungen zur Durchführung des Wettbewerbs samt begleitender Ausstellung, zur Besetzung der Jury sowie zu den Preisgeldern. Ebenso sind bereits etwaige Kunstankäufe aus dem Wettbewerb vorgesehen. Aus der Feststellung, dass „[d]ieses Vorhaben mit seiner besonderen Zielsetzung auf die Entdeckung und die Förderung junger Künstler [...] dabei besonders dem Charakter unserer jungen Stadt [entspricht]“, entwickelte die Gruppe auch den werbewirksamen Namen des Kulturförderpreises: *Junge Stadt sieht Junge Kunst*. Das alles liest sich wie ein detaillierter Plan zur Schaffung einer Kulturtradition in Wolfsburg. Der offizielle Start wurde ein halbes Jahr später vollzogen. Am 1. Juli 1958 beschloss der Rat der Stadt Wolfsburg in seiner Festsitzung zum 20. Stadtjubiläum einstimmig die Stiftung des „Kunstpreises der Stadt Wolfsburg zur Förderung junger Künstler“.

Die erste Preisvergabe erfolgte bereits ein Dreivierteljahr später am 22. März 1959 und sollte sich sechsmal wiederholen, bis der Wolfsburger Kunstförderpreis 1973 aus verschiedenen Gründen im *Forum Junger Kunst* aufging. Zu dieser Entscheidung hielt der studierte Kunsthistoriker und ehemalige Oberbürgermeister Wolfsburgs (1972) Dr. Volkmar Köhler in seiner Studie *Kulturpolitik in Wolfsburg – die Anfänge* fest: „Dieser Entschluss, der auch heute noch zu rechtfertigen ist, war freilich mit dem Nachteil verbunden, dass Wolfsburg einen Teil seiner Prärogative als Markt für gegenwärtige Kunst verlor.“ Hatten die kritischen Diskussionen um Kunstpreise und ihr Attraktivitätsverlust Anfang der 1970er Jahre die noch zarte Tradition des Wolfsburger Kunstpreises zu nichte gemacht? Verlor Wolfsburg damit die sich in den Jahren zuvor erarbeitete Bedeutung für die junge Kunstgeneration in der Bundesrepublik? Mit dem Engagement im *Forum Junger Kunst* ging Wolfsburgs Wille zur Förderung junger Kunst nicht verloren, er passte sich nur den zeitgemäßen Möglichkeiten an und blieb in diesem bundesweiten Forum lebendig. Rückblickend nimmt sich diese Metamorphose als ein notwendiger Zwischenschritt zum Erhalt dieser Tradition aus. Sie ermöglichte dem Wolfsburger Kunstpreis ein Überleben und eine Weiterentwicklung, die 1985 konkret werden sollte. Das Modell des Forums an sich wurde zu diesem Zeitpunkt noch nicht in Frage gestellt, doch wurde der Verlust des stadt-eigenen Kunstpreises als Aushängeschild für die Kulturstadt Wolfsburg als großer Nachteil wahrgenommen. Ein im Rahmen des *Forums Junger Kunst* von der Stadt Wolfsburg vergebener Sonderpreis sollte dies ausgleichen. Der Kulturausschuss empfahl daher nach ausführlicher Erörterung den „alten Kunstpreis wieder aufleben zu lassen“. So erfolgte die Neustiftung unter veränderten Rahmenbedingungen – es wurde allein ein Preis vergeben und die

Altersgrenze lag nunmehr bei 35 Jahren. Der Sonderpreis *Junge Stadt sieht Junge Kunst – Kunstpreis der Stadt Wolfsburg* ist in dieser Form nur zweimal vergeben worden.

Eine nächste Wendung erfuhr der Kunstpreis, als der Rat am 6. März 1991 einstimmig das Ausscheiden der Stadt aus dem *Forum Junger Kunst* zum Jahresbeginn 1992 beschloss. In der Vorlage 2264 vom 10. Dezember 1990 heißt es in der Begründung, „das ursprüngliche Konzept, das 1972 von Wolfsburg initiiert wurde, [hat] sich heute überlebt“. Es wurde erkannt, „daß die jeweiligen Kunstpreis-Modelle [...] in Abständen neu zu überdenken sind“ und es an der Zeit sei „einen aktuellen Weg zu finden, der sowohl dem Künstler wie auch der Stadt Wolfsburg zugute kommt“. Aus dem ursprünglichen Kulturförderpreis für junge Künstler sollte ein Kunstpreis für Künstler werden, „die einen gewissen Bekanntheitsgrad bereits erlangt haben“. Die finanziellen Mittel standen fortan wieder für den *Kunstpreis der Stadt Wolfsburg* zur Verfügung. Weitere Anpassungen in den Modalitäten wurden vorgenommen: „ab 1992 im dreijährigen Rhythmus“, keine Ausschreibung sondern Vorschlagsrecht der Juroren und die Öffnung der Kunstsparten, um nur die wichtigsten Änderungen zu nennen. Heute gehört der Wolfsburger Kunstpreis neben dem kurze Zeit später, im Dezember 1958, gegründeten *Kunstverein Wolfsburg* und dem 1947 als *Kulturring Wolfsburg* initiierten *Theaterring Wolfsburg* zu den traditionsreichsten Einrichtungen im Wolfsburger Kulturbetrieb. Er zeigt auf, dass Tradition nicht zwangsläufig bedeutet, im Althergebrachten zu verharren, sondern offen für Neues zu sein und Entwicklungen aufzunehmen – der Prozess dauert an.

Steffi Crain ist Mitarbeiterin am Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation und Fachverantwortliche für den Bereich Kunst im Stadtbild/Denkmal.



Spiel ohne Grenzen – Camillo Felgen in Aktion, Foto: Klaus Gottschick

In den 1960er und 1970er Jahren war das „Spiel ohne Grenzen“ eine beliebte Unterhaltungsshow und neben dem „Grand Prix Eurovision“ die einzige sprachübergreifende Sendung im europäischen Fernsehen. In Frankreich lief das Format unter dem Titel „Jeux sans Frontières“, in Großbritannien unter „It's a Knockout“. Die Spielidee entstand in Frankreich, wo der Wettbewerb zunächst auf nationaler Ebene unter der Bezeichnung „Intervalles“ ausgespielt wurde. In Deutschland startete der Westdeutsche Rundfunk (WDR) die erste Spielsendung am 26. Mai 1965 mit dem Auftaktduell zwischen Warendorf und dem französischen Dax. Darauf folgend traten auf nationaler Ebene in der ersten Ausscheidung acht deutsche Städtemannschaften gegeneinander an, um sich für den internationalen Wettbewerb zu qualifizieren. Die Fernsehübertragung erfolgte an vier Samstag-Nachmittagen. Jede Mannschaft bestand aus 25 Mitspielern, die sich sportlichen und geschicklichen Herausforderungen stellten. Hauptmoderator war in 125 Sendungen von 1965 bis 1973 der bekannte luxemburgische Rundfunk- und Fernsehmoderator Camillo Felgen, der über viele Jahre durch Co-Moderator Frank Elstner unterstützt wurde. Die Initiative zu einer Bewerbung Wolfsburgs als Teilnehmerstadt ging am 10. Oktober 1967 vom Stadtverband für Leibesübungen aus – doch war ihr zunächst kein Erfolg beschieden. Denn am 8. Dezember 1967 teilte der Fernsehdirektor des WDR, Dr. Hans-Joachim Lange, dem Stadtverband für Leibesübungen mit, dass aufgrund der hohen Zahl von über 80 Bewerberstädten eine Berücksichtigung der Stadt Wolfsburg für die Spielrunden 1968 nicht möglich war. Es wurde aber die Zusage gegeben, in den bevorzugten Kreis der Bewerberstädte für 1969 aufgenommen zu werden. Innerhalb der Ratsgremien der Stadt wurde als künftig zu beteiligender Fachausschuss der Sportausschuss festgelegt. Nach Gesprächen mit Vertretern der Stadtverwaltung und einer Ortsbesichtigung teilte die zuständige Redakteurin Marita Theile am 4. Februar 1969 mit, dass Wolfsburg an der Sendereihe beteiligt würde. In der nationalen ersten Ausscheidung

AdM 3/2017

Wolfsburg präsentiert sich auf europäischer Bühne

VON WERNER STRAUß

WESTDEUTSCHER RUNDFUNK
ANSTALT DES ÖFFENTLICHEN RECHTS

5 KÖLN 1 - POSTFACH 1850
FERNRUF - SAMMELNUMMER 2 07 01
DRAHTANSCHRIFT: WDR KÖLN
FERNSCHREIBER: 8 882575
POSTSCHECK-KONTO: KÖLN NR 5690

Stadt Wolfsburg
z. Hd. Herrn Stadtdirektor
Schwering
318 Wolfsburg

Ihr Zeichen und Tag
Unser Zeichen und Abteilung
Programverwaltung
kr-ka

Durchwahl
2202379

Köln, den
22. August 1969

1.) Bitte, Meldezeit in meinem Vortrag
2.) Aufmerksam mit den Herren Herr H.A. Schlimmer
um weiteren Vorkommnisse

27/8

Betr.: Teilnahme am Finale der Sendereihe "Spiel ohne Grenzen" 69

Sehr geehrter Herr Stadtdirektor!

Wir möchten Ihnen auf diesem Wege nochmals unseren herzlichen Glückwunsch zu dem Sieg Ihrer Mannschaft bei der Veranstaltung "Spiel ohne Grenzen" 69 in Wolfsburg aussprechen.

Damit hat sich Ihre Mannschaft für die Teilnahme am Finale qualifiziert. Das Finale findet am 3. September 1969 in Blackpool/England statt. Die Anzahl der Kandidaten beträgt 22 (8 Damen und 14 Herren), die der Ersatzleute 2, der Trainer 2 und des Verbindungsmannes (Fernseh-Koordinator) 1. Das Honorar beträgt insgesamt DM 300,- pro Person für die Gesamtzeit der Proben und der Sendung.

Beiliegend übersenden wir Ihnen die Haftausschließlichkeitserklärungen mit der höflichen Bitte, diese vor Antritt der Reise von den Mitgliedern der Mannschaft unterzeichnen zu lassen und an uns zurückzusenden.

Im übrigen gelten die Bedingungen des zwischen der Stadt Wolfsburg und dem WDR unter den Daten vom 11. / 25. 7. 1969 abgeschlossenen Vertrages, soweit die hier festgelegten Bedingungen dem Vertrag nicht entgegenstehen.

-2-

WDR Köln, Wallrafplatz 5

Gesetzlicher Vertreter des Westdeutschen Rundfunks Köln ist der Intendant. Der Westdeutsche Rundfunk Köln kann auch von zwei vom Intendanten bevollmächtigten Personen vertreten werden. Auskünfte über den Umfang der Vollmachten erteilt der Justiziar des Westdeutschen Rundfunks Köln

sollte Wolfsburg am 31. Mai 1969 in Cuxhaven gegen die Hafenstadt an der Nordsee antreten. Die Spiele waren unter das Leitthema „Seeräuber“ gestellt. Unter Beteiligung des Stadtverbandes für Leibesübungen stellte das Sportamt der Stadt Wolfsburg daraufhin einen Mannschaftskader zusammen, der 40, später 60 Sportler umfasste. Hieraus sollte schließlich für jede Spielrunde eine Mannschaft aus 25 Teilnehmern und 3 Ersatzkandidaten nominiert werden. Als Trainer und Betreuer wurden die beiden Sportlehrer des städtischen Sportamtes Günter Stadie und Willi Roßbach benannt. Die Aufgabe des Koordinators und der Kontaktperson zum WDR übernahm der Leiter des Sportamtes Günther Schlimmer. Ein Sonderzug der Deutschen Bundesbahn brachte schließlich 600 Wolfsburger Schlachtenbummler nach Cuxhaven, zu denen noch hunderte weitere kamen, die mit Bussen oder Privatfahrzeugen anreisten. Zu den bekannteren Wolfsburger Mannschaftsmitgliedern zählten die Turner Leo Sprey und Leo Zimmermann sowie der Deutsche Vizemeister im Raskraftsport Franz-Josef Woltering und die Leichtathleten Rolf Burscheid und Jörg Jüttner. In der Endabrechnung des von Spielleiter Camillo Felgen im Stadion an der „Alten Liebe“ durchgeführten Wettbewerbs erlangte Wolfsburg einen knappen Sieg gegenüber dem Konkurrenten Cuxhaven. Oberbürgermeister Hugo Bork nahm nicht ohne Stolz die Glückwünsche seines Cuxhavener Kollegen entgegen.

In der folgenden Stufe einer internationalen Ausscheidung mit Fernsehübertragung der Eurovision hatte Wolfsburg am 20. August 1969 Heimrecht. Neben Deutschland waren an der Fernsehübertragung Sender in Großbritannien, Italien, Belgien und der Schweiz beteiligt und übertrugen die Spiele live und in der Prime-Time des Abendprogramms 75 Minuten lang. Europaweit wurden zur Sendung über 90 Millionen Zuschauer erwartet. Unter dem Motto „Kirmes“ nahmen neben Wolfsburg die Mannschaften der Städte Chiasso (Schweiz), Coleraine (Nord-Irland, Großbritannien), Alba (Italien) und Gosselies (Belgien) im VfL-Stadion am Wettbewerb teil.

In ihren Haushaltsdispositionen ging die Stadt Wolfsburg von einem Zuschussbedarf von circa 21.000 DM aus, dem allerdings unzweifelhaft ein nicht direkt messbarer Mehrwert durch das Stadtmarketing mit europäischer Ausstrahlung gegenüberstand.

Für die Repräsentanten der teilnehmenden Städte, der Rundfunkanstalten, für das Fernsteam und die Mannschaftsbetreuer (rund 180 Personen) gab die Stadt am 19. August 1969 einen Empfang im Gartensaal des Schlosses. Eine After-Show-Party war nach Abschluss der Fernsehübertragung ebenfalls im Spiegelsaal der Stadthalle vorgesehen. Unter den Ehrengästen im VfL-Stadion befand sich auch der Niedersächsische Ministerpräsident Georg Diederichs, der sich dieses Fernsehpektakel nicht entgehen ließ. Die Wolfsburger Bevölkerung verfolgte den Wettbewerb offenbar mit Begeisterung, titelte doch eine Lokalzeitung: „Ganz Wolfsburg hofft auf einen Sieg beim ‚Spiel ohne Grenzen‘“. Diese Hoffnung wurde auch erfüllt. Die Wolfsburger Mannschaft gewann die letzte internationale Ausscheidung des Jahres, verdrängte Weiden, das bisher von den deutschen Mannschaften geführt hatte, und nahm anschließend am Finale in Blackpool (England) teil, das für den 3. September 1969 angesetzt wurde. Als Archivalie des Monats März dient das Bestätigungsschreiben des WDR vom 22. August 1969, wonach Wolfsburg das Finale erreicht hatte (HA 14767).

Zur Wolfsburger Delegation in Blackpool gehörten neben Oberbürgermeister Hugo Bork und Oberstadtdirektor Günter Balk mehrere Ratsmitglieder, Stadtdirektor Hans Schwering und Horus Engels als Dolmetscher. Bei der Verabschiedung der Mannschaft rief Oberbürgermeister Bork die Teilnehmer dazu auf: „Gehen Sie an den Wettbewerb im olympischen Geist heran“. Mitkonkurrenten der Wolfsburger Mannschaft waren Teams aus Adria (Italien), Brügge (Belgien), Shrewsbury (Großbritannien) und Martigny (Schweiz). In den Tagen vor dem Fernseh-Wettbewerb trafen die Mannschaften zusammen und erlebten eine unkomplizierte internationale Jugendbegegnung. Das Finale war geprägt von einem spannenden Wettbewerbsverlauf, denn am Ende der regulären Spielzeit lagen Shrewsbury und Wolfsburg mit 32 Punkten gleichauf. Den Sieg für seine Mannschaft errang Leo Sprey in einer Entscheidungsrunde durch seinen Lauf mit großen Champagnerflaschen über schmale Planken. Unter den Wolfsburger Offiziellen und Schlachtenbummlern brach unbeschreiblicher Jubel los, die Mannschaftsmitglieder und ihre Betreuer lagen sich in den Armen. Neben der begehrten Goldtrophäe gab es als Siegerpreis 24.000 Schweizer Franken, die für soziale Zwecke verwendet wurden. Wenige Minuten nach Spielende erreichte die Siegermannschaft ein Blitztelegramm mit Glückwünschen des VW-Vorstandes und der Belegschaft. Als Geste des Respekts und der freundschaftlichen Zuneigung überließ die Wolfsburger Mannschaft den goldenen Siegerpokal der punktgleichen Mannschaft aus Shrewsbury. Groß war auch der Jubel von 500 Fans als die zurückgekehrte Mannschaft in der Bürgerhalle des Rathauses empfangen wurde. Am nächsten Tag stand ein Empfang bei VW-Konzernchef Kurt Lotz auf der Agenda. Die Serie „Spiel ohne Grenzen“ lief in der ersten Auflage in Deutschland unter der Trägerschaft des WDR 1980 aus. In den folgenden Jahrzehnten wurden mehrere kurzlebige Neuauflagen mit nur mäßigem Publikumserfolg veranstaltet.

praline
Aktuelle
WOCHE

C 5670 C

Viele Rätsel

**Prozeß in München
Arzt-Ehepaar führte
mit einem Neger
Ehe zu dritt: Mord!**

**Chefarzt X:
Operation auf
Leben und Tod**

**Kleine Biester
So verführte
Gudrun (14) acht „ehrbare“
Ehemänner**

**Neue Fotogeschichte!
Die Liebe einer
Nackttänzerin**

**Wieder gefragt:
Busen und Po!
Pummelchen
ist gut im
Bett**

StadtA WOB, HA 6

AdM 4/2017

Eine Praline in den städtischen Verwaltungsakten

VON ALEXANDER KRAUS

Der Skandal um den ersten Bordellbetrieb innerhalb Wolfsburgs, den *Bienenkorb* in der Poststraße 34, hielt die Stadtverantwortlichen Anfang der 1970er Jahre sowohl juristisch als auch im innerstädtischen Diskurs auf den verschiedensten Ebenen in Atem und trieb die seltsamsten Blüten. In den weit über zwanzig Akten sind die sich jahrelang hinziehenden gerichtlichen Auseinandersetzungen mit dem Betreiber des Bordells, Hans-Jörg Hartvigsen, ebenso dokumentiert wie die Anwohnerproteste, die Presseberichterstattung und das städtische Bemühen, im Austausch mit anderen Kommunalverwaltungen Lösungen für die komplizierte Sachlage zu finden. Und inmitten all dieser Papiere findet sich eben auch ein Erotikmagazin: die *Praline* vom 6. Dezember 1972. Die Titelseite kündigt allerlei schlüpfrige Berichte, so unter der Rubrik „Kleine Biester“ eine Reportage über die Verführungskünste der vierzehnjährigen Gudrun, die „acht ‚ehrbare‘ Ehemänner“ in Versuchung und darüber Tagebuch geführt habe. Eine Fotogeschichte verspricht zudem Einblicke in „[d]ie Liebe einer Nackttänzerin“. Man

stelle sich vor, wie ein eifriger städtischer Angestellter, nachdem er möglicherweise zuvor einen Tipp oder einen Hinweis auf den Artikel bekommen hat, das Heft zunächst mit leicht verschämten Blick am Bahnhofskiosk käuflich erworben hat – und dabei gegebenenfalls auch nach einer Quittung verlangt hat, um seine Ausgaben erstattet zu bekommen –, um es sodann in seinem Büro beflissentlich zu studieren, sprich: bis zur letzten Doppelseite durchzusehen, denn erst diese führt uns wieder zurück zum Bordell-Skandal um den *Bienenkorb* in der Poststraße 34. Unter der Rubrik „Deutschland bei Nacht“ berichtet der Journalist Peter Fischer über die durch das Ordnungsamt angeordnete Schließung des Etablissements. Dabei wurden sogar die Fenster und Türen des Bordellbetriebs zugemauert – eine Aktion, für die sich die Stadt nur wenig später viel Spott einhandelte, zeigte sich doch bald, dass diese Schritte unrechtmäßig waren. Doch Hartvigsen wartete nicht die Ergebnisse der Rechtsprechung ab, sondern hackte in Begleitung einiger Männer die Mauern mit Spitzhacken und Hämmern kurzerhand wieder auf, wie

es in dem Artikel heißt. Seitdem werde im Wolfsburger „Eros-Haus [t]rotz Verbot [...] weiter Sex verkauft“. Nüchtern führt Fischer die sich daraus ergebenden Probleme der fortgesetzten Ruhestörung für die Anwohner in dem sonst so ruhigen Handwerkerviertel im Herzen Wolfsburgs an. Der Stadt wären die Hände gebunden, so der Journalist weiter, der sodann mit einem Zitat des hiesigen Rechtsrats Otto Haag aufzuwarten weiß: „Wir sind als Behörde eingegengt. Es gibt bei der ganzen Sache zahlreiche Fußangeln. Wir wollen da nicht hineinstolpern. Eine erneute Schließungsaktion muß sorgfältig geplant werden. Wir können nicht auf Verdacht handeln.“ Der Reporter der *Praline* konstatiert sodann, wie hilflos die Wolfsburger „der ganzen Misere“ gegenüberstünden, da „es bei uns keine allgemeingültige Gesetzgebung gibt, die den Städten klare Rechte zur Bekämpfung des Dirnen-Unwesens einräum[t]“. Nirgendwo in den Aktenbergen der Stadtverwaltung zum Skandal um den *Bienenkorb* wurde die der Geschichte innewohnende Problematik präziser auf den Punkt gebracht. *Fortsetzung auf Seite 16*

Fortsetzung von Seite 15 Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass Fischer als einziger Journalist in den von der Stadt angelegten Presseauschnittsammlungen auch eine Arbeiterin aus dem Milieu zu Wort kommen ließ, die dabei ihren distanzierten Blick auf das Gewerbe sprachlichen Ausdruck verlieh: „Eigentlich ist es ja widerlich“, so die Tänzerin ‚Bonnie Baby‘ aus Jamaika, die in der Nachtbar *Maxim* tanzte, „daß man sich wie ein Stück Vieh darbietet, aber ich verdiene ganz gut, und irgendwann heirate ich mal einen Mann, der mich nicht als Lustobjekt betrachtet.“ Dass ausgerechnet ein „Schmuddeleift“ den Skandal um den *Bienenkorb* so gut recherchiert und ausgewogen in der Berichterstattung präsentiert, war so nicht unbedingt zu erwarten.

Allerdings war Fischer keineswegs der erste, der im Erotikmagazin *Praline* über die Volkswagenstadt berichtete. Schon zwei Monate zuvor, am 4. Oktober 1972 schrieb Hartmut Volz über ein Bordell in Mörse: „Drei Eros-Mädchen bringen ein kleines Dorf in Aufruhr“, war sein Text überschrieben; tatsächlich war es eine Aussage des dortigen Bordellmanagers Klaus Rößner, der wiederum die Stadtverwaltung in Aufruhr versetzte. Behauptete dieser doch, er habe gute Beziehungen zum Wolfsburger Rathaus – was umgehend im Verwaltungsausschuss thematisiert wurde und dem Bordellbetreiber eine Strafanzeige einbrachte. Denn, wie es in dieser heißt, „[d]iese Behauptungen sind geeignet, die Stadtverwaltung verächtlich zu machen und in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen“. Um eine lange Geschichte kurz zu machen: Rößner wurde ein Bußgeld von 500 DM auferlegt und die Stadt war um eine weitere gerichtliche Erfahrung reicher. Der Artikel aus dem Oktober aber fand allein als Kopie Aufnahme in die Akten.

Termine

18. Mai 2017, 19.00 Uhr, Gedenkstätte KZ-Außenlager Braunschweig Schillstraße, Schillstraße 25, 38102 Braunschweig
Vortrag, Dr. Alexander Kraus, „Konjunkturritter“ und „Postenjäger“ – Tagebuchreflexionen eines Kochs zum politischen Klima in Wolfsburg und Umgebung zur Zeit der DRP-Wahl 1948

27. Mai & 28. Mai 2017, 19.00 Uhr, Theodor-Heuss-Gymnasium, Martin Luther-Straße 23, 38440 Wolfsburg
In Anlehnung an Theodor W. Adornos Diktum „Gedichte schreiben nach Auschwitz ist barbarisch“ stellt sich der Oberstufenkurs „Darstellendes Spiel“ des THG der Herausforderung „Theater nach Auschwitz“ zu spielen, das Unvorstellbare darzustellen, gleichwohl es in der ehemaligen „Stadt des KdF-Wagens“ keine Vernichtungslager wie Auschwitz-Birkenau gab. Im Rahmen einer Kooperation mit der Geschichtswerkstatt des *Instituts für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation* (IZS) und dem *Theaterpädagogischen Zentrum für Braunschweig und die Region e.V.* (TPZ) geben die Schülerinnen und Schüler in Form des Dokumentartheaters einen Einblick in das Leid und Leben der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in der „Stadt des KdF-Wagens“.

Die nächste Ausgabe von DAS ARCHIV erscheint im August 2017.

**IDEEN
WETT
BEWERB**
FÜR DEN
KÜNSTLERISCHEN
NACHWUCHS

**WOLFSBURG
STADT
IST
KULTUR**

**[KUNST
IM
STADT
BILD
WOLFS
BURG]**

WOLFSBURG

KiS-Ideenwettbewerb-Flyer

„Kunst im Stadtbild Wolfsburg“

„KiS, Ideenwettbewerb für künstlerischen Nachwuchs“

VON STEFFI CRAIN

Der biennial ausgeschriebene Wettbewerb *Kunst im Stadtbild Wolfsburg – KiS, Ideenwettbewerb für künstlerischen Nachwuchs* ist im März in die dritte Runde gestartet. Bis zum 8. September 2017 können Studierende und Absolventen aus den Bereichen der Fachrichtung „Freie Kunst“ und anderen Kunst-Studiengängen mit Schwerpunkt „Kunst im öffentlichen Raum“ ihre Ideen für künstlerische Projekte im Wolfsburger Stadtbild einreichen. Der beste Beitrag wird durch die Jury – bestehend aus vier Sachpreisrichtern aus der Wolfsburger Kulturpolitik und -verwaltung sowie vier Fachpreisrichtern, die als Mitglied des Kunstbeirates der Stadt Wolfsburg tätig sind oder Wolfsburger Kunstinstitutionen leiten – mit einem Preisgeld in Höhe von 1.500 Euro honoriert. Bis zu drei weitere Einreichungen können eine besondere Anerkennung verdienen und werden mit jeweils 500 Euro gewürdigt. Alle Teilnehmenden müssen zum Zeitpunkt der Fertigstellung der Arbeit an einer deutschen Hochschule eingeschrieben sein beziehungsweise darf ihr entsprechender Abschluss nicht länger als drei Jahre zurückliegen.

Der Ideenwettbewerb ist aus der im Kulturentwicklungsplan der Stadt Wolfsburg formulierten Zielsetzung hervorgegangen, explizit junge Künstler zu unterstützen und zu fördern. Mit diesem 2011 entwickelten, „Für die Stadt > für die Bürger > für die Zukunft“ überschriebenen Kulturentwicklungsplan knüpft die Stadt

am Mittellandkanal an kulturpolitische Traditionen aus den späten 1950er Jahren an. Der Titel gibt den thematischen Rahmen für den Ideenwettbewerb vor. Mit seiner dynamischen Stadtentwicklung bietet Wolfsburg besondere Bedingungen und Möglichkeiten für die Erprobung und Erforschung der Funktion von Kunst im öffentlichen Raum. In den Wettbewerbsbeiträgen soll die Rolle der Kunst innerhalb der baulichen, gesellschaftlichen und damit kulturellen Ausformung in unserer Stadt kritisch beleuchtet werden. Zu fragen ist darüber hinaus, wie sie den Menschen, sein Umfeld und seine Stadt beeinflusst und verändert. Damit bieten sich den Teilnehmenden verschiedene Ansatzpunkte, die Entwicklung der Stadt Wolfsburg und deren gegenwärtige Situation zu reflektieren. In Auseinandersetzung mit der Geschichte der Kunst im Stadtbild Wolfsburgs sollen visionäre Ideen entwickelt werden, die Freiräume innerhalb der Stadt besetzen. Die bisherigen Preisträger überzeugten die Jury mit ganz unterschiedlichen Beiträgen. Die erste Ausschreibung des Ideenwettbewerbs im Jahr 2013 konnte die Künstlergruppe Mandy Gehrt und Marta Pohlmann-Kraskiewicz von der *Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig* für das Projekt „Schöne Aussichten“ für sich entscheiden. Drei Balkon-Paare, so die Idee, sollten in Wolfsburg an öffentlichen Plätzen aufgestellt werden. Jeder Balkon thematisierte in ihrer Konzeption

zugleich eine Partnerstadt und Wolfsburg; damit sollten die Städte haptisch, visuell und auditiv erlebbar werden. Die Balkone sollten Bindeglieder zwischen den Partnerstädten einerseits, zwischen dem privaten und öffentlichen Stadtraum andererseits sein. „Die Künstlerinnen haben in besonderer Weise den Stadtraum, die Architektur und die Historie von Wolfsburg berücksichtigt“, hieß es in der Juryentscheidung, die darüber hinaus die „Beteiligung der Wolfsburger Bevölkerung an dem Kunstprojekt“ lobte.

Der „Kreisverkehr“ von Jonas Hohnke überzeugte wiederum 2015 die gesamte Jury. Der Absolvent der *Kunstakademie Münster* sah mit seinem Projekt die Installation eines unbefahrten Kreisverkehrs inmitten eines bestehenden Kreisels vor und setzte sich mit dem kontroversen Thema der Kunst im Kreiseln auseinander. „Sein Vorschlag“, so die Jury, „den Kreiseln mit einer kreisrunden, nicht befahrten Kunststraße zu umrunden und eine unverfängliche Hecke und Bäume in die Mitte zu pflanzen, parodiert die Frage nach dem Sinn und Zweck dieser Art der Gestaltung und schafft den Freiraum über die Bestimmung von Kunst im öffentlichen Raum neu nachzudenken.“

Die Preisverleihung am 27. Oktober 2017 bildet auch in diesem Jahr den Abschluss des Ideenwettbewerbs. Sie findet im Rahmen der Ausstellungseröffnung in der Galerie des *Vereins Junge Kunst e.V.* statt. Um die Kunst im Stadtbild stärker in das Blickfeld der öffentlichen Wahrnehmung zu rücken, werden auch in diesem Herbst die nominierten Einreichungen in einer Ausstellung zu sehen sein. Alle Informationen zum Ideenwettbewerb 2017 finden sich auf den Internetseiten des IZS.

DAS ARCHIV

HERAUSGEGEBEN VOM INSTITUT FÜR ZEITGESCHICHTE UND STADTPRÄSENTATION DER STADT WOLFSBURG

INSTITUTSLEITUNG
Anita Placenti-Grau

REDAKTION
Anita Placenti-Grau
Alexander Kraus
Aleksandar Nedelkovski

BILDREDAKTION
Katja Steiner

ANSCHRIFT
Stadt Wolfsburg, Institut für
Zeitgeschichte und Stadtpräsentation,
Goethestr. 10 a, 38440 Wolfsburg, Tel.
(05361) 27 57 30, Fax. 27 57 57, E-Mail:
izs-stadtarchiv@stadt.wolfsburg.de
www.wolfsburg.de/izs

Disclaimer: Trotz sorgfältiger Bemühungen konnten nicht alle Inhaber der Bildrechte ermittelt werden. Wir bitten darum dem IZS bestehende Ansprüche ggf. mitzuteilen.

AUFLAGE: 500

ISSN 2367-4431